Anschriften

Psychoanalytische Assoziation Die Zeit zum Begreifen Schlüterstr. 39, 1000 Berlin 12, Raum 425

Präsidentin: Jutta Prasse, Bleibtreustraße 15/16, 1000 Berlin 12, Tel.: 883 28 03

Sekretariat: Eva Maria Jobst, Bartningallee 26, 1000 Berlin 21, Tel: 391 82 79

Koordinator: Dietrich Pilz, Schlüterstr. 51, 1000 Berlin 12, Tel.: 881 14 54

Kassierer: Thomas Kittelmann, Prinz-Friedrich-Leopold-Str. 29, 1000 Berlin 38, Tel.: 803 33 80

Mitgliedsbeitrag: Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit 100 DM pro Monat.

Konto der Assoziation: 375 43 - 106, Postgiro BlnW, Blz 100 100 10

Satzung: Die Satzung der Psychoanalytischen Assoziation Die Zeit zum Begreifen wird auf Wunsch vom Sekretariat zugesandt. Brief der Psychoanalytischen Assoziation Die Zeit zum Begreifen Sonderheft 2 Reader zur Tagung »Kultur der Psychoanalyse« Berlin, 5. - 7. Oktober 1990

Inhalt

- 5 Claus-Dieter Rath Einleitung zur Tagung »Kultur der Psychoanalyse«
- 21 Claus-Dieter Rath Moderne Traditionen. Mechanismen der Traditionsvermeidung und der Traditionserfindung. (Eine Skizze)
- 43 Ilse Mayer
 Leib und Sprache in den psychoanalytischen
 Schriften der Lou Andreas-Salomé

- 55 Jutta PrasseDas Freudsche Unheimliche der Schrift
- 67 Thomas Kittelmann Agonie und Haß
- 79 Robert Krokowski
 Zur Masturbation und ihren Witzvorlagen
- 88 Hinrich Lühmann Sköne Oke - Sköne Oke!
- 108 Eckhard Bär Enthusiasmus und Faszination
- 115 Eva Maria Jobst
 O Captain, my Captain!
- 131 Christiane Schrübbers Dürer in der peepshow
- 166 Impressum

Der von Lutz Mai während der Tagung frei gehaltene Vortrag »Pest« wurde nicht mitgeschnitten und konnte deshalb nicht in den Reader aufgenommen werden.

Claus-Dieter Rath

Einleitung zur Tagung »Kultur der Psychoanalyse«

Im ersten Heft (März 1912) der »IMAGO. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften« erklärt deren Herausgeber Sigmund Freud, die psychoanalytische Forschung habe seit jeher auf Ȁhnlichkeiten und Analogien ihrer Ergebnisse am Seelenleben des Einzelwesens mit solchen der Völkerpsychologie hingewiesen«1. Sei man zunächst »nicht über das Gebiet der Märchen und Mythen« hinausgegangen, solle nun »auch der Versuch gewagt werden, was in der Völkerpsychologie dunkel oder zweifelhaft geblieben ist, durch die Einsichten der Psychoanalyse aufzuhellen«². Der Vorstoß könne zugleich »die Mythenforscher, Religionspsychologen, Ethnologen, Linguisten usw.« dazu anregen, »psychoanalytische Denkweisen« auf ihre eigenen Wissensgebiete anzuwenden, also an dem ihnen vertrauten Stoff »das Instrument« zu versuchen, »welches wir ihm leihen können«3. Freud sah sich bei diesem Unternehmen »in der Situation des Knaben, der im Walde ein Nest von köstlichen Beeren und guten Pilzen gefunden hat und nun den Gefährten ruft, ehe er selbst alle gepflückt hat, weil er sieht, daß er allein nicht imstande ist, die Fülle zu bewältigen«⁴.

Aus den anderen Gebieten aber folgte nur mancher »Gefährte« dem Freudschen Rufin den tiefen Wald, hielten viele den behaupteten Fund für unwahrscheinlich oder fürchteten gar eine eher grausige Entdeckung, da der Rufende doch schon immer erklärt hatte, niemals auf die Annahme des Primats des Sexualtriebs, der symbolischen Kastration und der Verdrängung verzichten zu wollen, die sich ihm aus den Erfahrungen mit der Ätiologie der Hysterie und der psychoanalytischen Praxis ergeben hatte - auch nicht gegenüber anderen Wissensgebieten, den Wissenschaften, Mythen, Märchen, dem Volkswissen oder den Künsten.

Die von den mutigeren Gefährten und Freud selbst im Laufe der Jahre eingebrachten Erträge, die unter anderem in den weiteren IMAGO-Bänden (die bis 1937 erschienen) dokumentiert sind, bezeugen, in welcher Weise kulturelle Gebote, Institutionen und die Gebilde der Völkerphantasie der Befriedigung der zur Verdrängung verurteilten Triebe dienen: dem subjektiven psychischen Prozeß vergleichbar, nur eben gelungener und allgemeinverbindlich.

Viele jener Texte sind uns heute, nachdem 1933 in Deutschland die Schriften Freuds und anderer Psychoanalytiker verboten und vernichtet wurden, schwer zugänglich und deshalb heute kaum noch wieder bekannt. Die Bände der Zeitschrift »IMAGO« sind, trotz eines Reprints 1969, nur in wenigen Bibliotheken zu finden, und die Reihe »IMAGO-Bücher« ist in Deutschland nur in einigen Exempla-

Zumeist betreffen jene Entdeckungen Punkte, an denen die Wissenschaften bei der Erklärung wichtiger Phänomene nicht weiterkamen, notwendig scheitern mußten, »dunkel oder zweifelhaft« bleiben mußten und an denen sich die Einschränkungen des univer-Geisteswissenschaften. »Anwendung der Psychoanalyse auf die Psychoanalyse mit Geisteswissenschaften noch die Sorge um den Zudern die Notwendigkeit der Arbeit an den darunter gefassten Gegensind. Psychoanalyse hat da keine Ausputzer- oder Verbesserungsauf eine der vielen Dienstmägde, die auf den Namen »Approach« Materials formulierte Freud so: »Die Arbeiten des genialen Robert-

son Smith haben mir wertvolle Berührungen mit dem psychologischen Material der Analyse, Anknüpfungen für dessen Verwertung gegeben«⁸ Weitergehende ethnologische Fachfragen interessieren ihn nicht.⁹

Um sich mit der Logik der Kultur zu befassen, der ja auch ein Psychoanalytiker untersteht, braucht man nicht Kulturwissenschaftler zu sein. Hilfreich war und ist allerdings die Kenntnisnahme dessen, was Wissenschaften und Künste hervorgebracht haben: so setzt sich Freud beispielsweise in »Totem und Tabu« kritisch mit der Gleichsetzung von »psychisch« und »bewußt« in der Wundtschen Völkerpsychologie auseinander, tätigt aber auch Anleihen bei der Ethnologie: Kannibalismus, Totemismus, Tabu, Ritual, Fetischismus wurden psychoanalytische Erklärungsmodelle, deren empirische Basis zunächst im Bereich verschwundener oder weit entfernter Gesellschaften aufgefunden wurde¹⁰.

Ähnliches gilt für die Künste, über deren Werke die Psychoanalyse kein ästhetisches Urteil abgibt, wohl aber über die Triebökonomie des Künstlers; »Wertvolle Bundesgenossen sind (...) die Dichter, und ihr Zeugnis ist hoch anzuschlagen, denn sie pflegen eine Menge von Dingen zwischen Himmel und Erden zu wissen, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. In der Seelenkunde gar sind sie uns Alltagsmenschen«, so Freud, »weit voraus, weil sie da aus Quellen schöpfen, welche wir noch nicht für die Wissenschaft erschlossen haben«.11 Der Dichter »war jederzeit der Vorläufer der Wissenschaft und so auch der wissenschaftlichen Psychologie«12. Der Künstler besitzt »das rätselhafte Vermögen, ein bestimmtes Material zu formen, bis es zum getreuen Ebenbilde seiner Phantasievorstellung geworden ist, und dann weiß er an diese Darstellung seiner unbewußten Phantasie so viel Lustgewinn zu knüpfen, daß durch sie die Verdrängungen wenigstens zeitweilig überwogen und aufgehoben werden«13. Daher sind neben dem der psychoanalytischen Praxis die Künste privilegiertes Material für das Studium der Arbeit des Unbewußten.

Kulturelle Zwangsmittel, Entschädigungen, Kulturfeindschaft, Kulturheuchelei

Kultur ist in vielem der Zwangsneurose analog¹⁴, weshalb Freud sie wie ein Symptom untersucht, das von gewissen Eindrücken ausgeht und bestimmten Absichten dient. Da sie selbst einen Zweck erfüllt, kann sie nicht, wie in der deutschen Tradition, die sie als zweckfrei betrachtet, einer bloß zweckhaften Zivilisation entgegenweit, denn er behandelt nicht nur »hohe Kultur« und das »Schöne«, sondern ausführlichst die Realien des Alltagslebens.

Kultur wird also mehrfach gefaßt in der Psychoanalyse: zum einen gewährleistet sie die Einhaltung all dessen, was wir als das asoziale Tendenzen, schränkt die Freiheiten des Einzelnen ein, um eine Sozietät überhaupt erst zu ermöglichen. Jeglichem Kulturphävoraus. Die der historischen Wahrheit der Traditionen zugrundelie-Freudschen Konstruktion der Mord am Urvater. Aus ihm ergibt sich und Mordlust zur Ursache hat, und durch Triebaufschub, Verzicht daß nicht wilkürlich getötet und weder Kannibalismus noch Inzest praktiziert wird.

Da die Unterdrückung der Triebansprüche des Einzelnen nicht ohne weiteres zu bewerkstelligen ist, muß Kultur zugleich eine Främie bieten, kann also ihre Forderungen nur durchsetzen, indem sie einen gewissen Lustgewinn schafft. Kultur ist durch zwei Dynami-wkulturelle Unterdrückung«, selbst bei maximaler Sublimierung¹6, Kultur wirken wandere, denen es gelingen soll, die Menschen mit ihr Verinnerlichung der Kulturvorschriften - populär und unpsycholo-

gisch ausgedrückt: das moralische Niveau der Teilnehmer - ist nicht das einzige seelische Gut, das für die Würdigung einer Kultur in Betracht kommt. Daneben steht ihr Besitz an Idealen und an Kunstschöpfungen, d.h. die Befriedigungen, die aus beiden gewonnen werden kann.«¹⁸ So dienen der »Ersatzbefriedigung jener verdrängten Wünsche, die seit den Jahren der Kindheit unbefriedigt in der Seele eines jeden wohnen« die Produktion und die Rezeption von »Mythos, Dichtung und Kunst«¹². Neben der Wertschätzung und Pflege »der intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen« und der »Ideen im Leben der Menschen« stehen die religiösen Systeme, die »philosophischen Spekulationen« und »die Idealbildungen der Menschen (...), ihre Vorstellungen von einer möglichen Vollkommenheit der einzelnen Person, des Volkes, der ganzen Menschheit und die Anforderungen, die sie auf Grund solcher Vorstellungen erheben«²⁰.

Psychoanalyse ist selbst Teil der Kultur, aber eben ein nur widerwillig anerkannter, da er den sexuellen Ursprung und die Verdrängungsfunktion noch des sublimsten Kulturakts offenlegt - verhält sich die Kultur doch »gegen die Sexualität wie ein Volksstamm oder eine Schichte der Bevölkerung, die eine andere ihrer Ausbeutung unterworfen hat«²¹.

Freud unterstreicht immer wieder die Differenzen zwischen den Forderungen der Kultur, den Kulturidealen, und dem, »was die tatsächliche Beobachtung als tagtäglich ergibt«²² und weist darauf hin, daß vom Einzelnen die Befriedigung gefordert wird, die ihm die Kultur untersagt. Es lassen sich kulturbedingte Entbehrungen unterscheiden, »die alle betreffen, und solche(n), die nicht alle betreffen, bloß Gruppen, Klassen oder selbst einzelne«²³. Da es der »Kulturgesellschaft, die die gute Handlung fordert und sich um die Triebbegründung derselben nicht kümmert«, gelungen ist, »eine große Zahl von Menschen zum Kulturgehorsam« zu gewinnen, die aber infolge der Natur dieser Kultur damit nicht der »psychologischen Wahrheit« nachleben, gibt es »ungleich mehr Kulturheuchler als wirklich kulturelle Menschen«²⁴. Dazu gehören weniger die »zurückgesetzten Klassen«, die sowieso »den Bevorzugten ihre Vorrechte beneiden

und alles tun werden, um ihr eigenes Mehr von Entbehrung loszuwerden«25, ist doch »die Kulturfeindschaft dieser Klassen (...) so offenkundig, daß man über sie die eher latente Feindseligkeit der besser beteilten Gesellschaftsschichten übersehen hat«26, als die nach zweierlei Maß lebenden Kulturprediger. Ein gewisses Maß von Kulturheuchelei böte allerdings vielleicht »die Aussicht, bei jeder neuen Generation eine weitergehende Triebumbildung als Trägerin einer besseren Kultur anzubahnen«27.

So ist auch jene Lockerung des Zwangs und der Sitten, die bisweilen als Verbesserung der Kultur erlebt wird, genauso in der Logik des Symptoms zu situieren wie das Besserungs-Empfinden eines Subjekts in der Analyse.

Die Freudsche Psychoanalyse ist nicht kulturfeindlich, wohl aber attackiert sie Kulturkonventionen (das konventionell Kulturelle), greift notwendig das an, was im Namen einer höheren Macht, Allgemeinheit, Mehrheit oder eines gesunden Volksempfindens als konvenierend, anständig, gilt, ebenso das, was gemeinhin als konsensfähig gelten soll²⁸. Freud setzt eindeutig auf Kultur gegen Tyrannei, jedoch schätzt er die Kulturleistungen nicht so hoch ein wie jene, die sich entgeistert fragen, wie ein Kulturvolk zeitweilig den sogenannten niederen Instinkten freien Lauf lassen kann. »Wenn die Kultur nicht allein der Sexualität, sondern auch der Aggressionsneigung des Menschen so große Opfer auferlegt, so verstehen wir es besser, daß es dem Menschen schwer wird, sich in ihr beglückt zu finden.«29 Er wird dann neurotisch, wenn »er das Maß von Versagung nicht ertragen kann, das ihm die Gesellschaft im Dienste ihrer kulturellen Ideale auferlegt«30 und infolge seiner »Kulturfeindschaft« versuchen, die Kultur abzuändern oder überhaupt das Joch der

Dennoch entwirft Freud mit der Psychoanalyse kein Kulturideal (etwa eines autonomen Menschen); er fordert allein aufrichtiges Sprechen und Erinnerung.

Psychoanalyse als Waffe?

1968 erfuhr ein Arbeitskreis der Berliner Kritischen Universität, daß der Springer-Konzern eine qualitative Analyse der Bild-Zeitung in Auftrag gegeben hatte (1965 fertiggestellt), mit deren Hilfe die redaktionelle Gestaltung verbessert und Aussagen über den Werbeträger Bild-Zeitung erhalten werden sollten. Aufhorchen ließ, daß der Verfasser der Studie abschließend versucht hatte, »die psychologische Analyse noch etwas weiter zu treiben, gewissermaßen eine 'Psychoanalyse' der BILD-Zeitung zu geben«32. Da hieß es gleichsam offiziell unter anderem: »BILD ist eine Instanz, die Schutz und Hilfe verkörpert, die soziales Denken und Handeln fordert und selbst dieses Denken und Handeln verwirklicht. Unter diesem Aspekt übernimmt BILD voll und ganz Rolle und Funktion iener Persönlichkeitsinstanz, die als 'Über-Ich' elterliche Autorität und die Ansprüche der Gesellschaft im Individuum repräsentiert und gegen die egoistischen Ansprüche des Individuums durchzusetzen hat. Die Bereitschaft der Leser, BILD als eine solche Instanz zu akzeptieren, die Über-Ich-Funktion praktisch zu verlagern und von einer externen Institution wahrnehmen zu lassen, ist von ihrer sozio-psychologischen Situation her bedingt. Der einzelne sieht sich einer Welt gegenüber, die in ihrer Unüberschaubarkeit, in ihrer Vielseitigkeit, in ihren komplizierten Wirkungszusammenhängen rational kaum zu fassen und zu durchschauen ist. Um sich dennoch in dieser Situation zurechtzufinden, ist eine Instanz unbedingt erforderlich, die beim Sichten und Einordnen hilft, die Maßstäbe und Verhaltensnormen setzt, an denen sich der einzelne orientieren kann. Verstärkt wird die Bereitschaft zu einer solchen Verlagerung eigener Persönlichkeitsinstanzen, durch die Tatsache, daß der einzelne praktisch ohnmächtig einer Welt gegenübersteht, in der er selbst keine Stimme und kaum Einflußmöglichkeit besitzt.«33 BILD übernehme »damit in gewissen Bereichen eine 'Elternrolle': man beugt sich nicht nur einer festen Autorität, sondern findet eine verständnisvolle Instanz, der man sich unbesorgt anvertrauen kann«34.

Des weiteren gehe die Zeitung aber auch »auf die verborgenen Wünsche und Antriebe der Leser ein, indem ein gewisses Maß an Sensationen und Sex, an Berichten von Unglücksfällen und Verbrechen vorgestellt wird. Der Leser hat so die Möglichkeit, seine Es-Ansprüche ersatzweise zu befriedigen, ohne daß er damit den eigenen Bestand und das gesellschaftliche Gefüge gefährdet.«35

Die Mitarbeiter der Kritischen Universität, deren »Stolz« es bislang gewesen war, »gegen einen anachronistischen und reaktionären Wissenschaftsbetrieb mit den Waffen der kritischen und progressiven Wissenschaft zu Felde zu ziehen«, waren entsetzt. »Wir haben begonnen, uns das psychoanalytische Instrumentarium, das uns die Universität nicht vermittelt, selber zu erarbeiten; wir haben den Versuch gemacht, aus dem Pluralismus wissenschaftlicher Methoden auszubrechen und nach der Verbindlichkeit unserer Erkenntnisse zu fragen. Wir müssen uns aber fragen, ob das genügt. Die Frage stellt sich uns genau in dem Augenblick, wo eine vom Springerkonzern in Auftrag gegebene Analyse auftaucht, deren wissenschaftliche Methoden und Ergebnisse sich von den unsrigen nicht mehr- oder allein der moralischen Tendenz nach - unterscheiden.

Die Kritische Universität wurde hier an einem ihrer empfindlichsten Punkte getroffen. Gewohnt, gegen die bürgerliche Nationalökonomie mit Marx, gegen eine behavioristische Psychologie mit Freud, Adorno oder Marcuse zu operieren, sind wir überrumpelt von der Erfahrung, daß uns der Klassenfeind selbst mit unseren eigenen Waffen schlägt. Springer bedient sich der Sprache, die wir sprechen, um ihn zu stürzen. Unsere Überlegungen und Erkenntnisse sind, noch bevor wir sie richtig ausgesprochen haben, schon nicht mehr unsre eigenen. Springer, den wir enteignen wollten, hat uns zuerst enteignet³⁶

Die Einladung zur Teilnahme an einem Springer-Tribunal 1968 lehnten Jürgen Habermas und andere, meist aus Bedenken gegen die Veranstaltungsform, ab. Die Absage des Direktors des Sigmund-Freud-Instituts Frankfurt, Alexander Mitscherlich, lautete: »Für ein wirkliches Gutachten in diesem Zusammenhang, also eine quantitative und qualitative Content-Analyse, würde ich sicher ein

Vierteljahr benötigen. Das kann ich keinesfalls leisten. Ich glaube auch, daß die Argumente gegen Springer, die bisher bereits in der Öffentlichkeit formuliert wurden, durchaus für das geplante Tribunal ausreichen. Ein zu sichtbarer Aufwand an Psychologie könnte unter Umständen in Deutschland einen geradezu gegenteiligen Effekt auslösen.«³⁷

Dieser Bescheid ist beispielhaft für das weitere Schicksal der Psychoanalyse in der Bundesrepublik: wer als Psychoanalytiker sich zu aktuellen kulturellen, öffentlichen Angelegenheit äußert, treibt Ideologiekritik, Inhaltsanalyse und entlarvende Sozialpsychologie; folglich ersetzt Mitscherlich hier Psychoanalyse durch »Psychologie«. Seine Einschätzung, daß sie auch 34 Jahre nach der Verbrennung Freudscher Texte nicht auf Gegenliebe stieße, enthält ein Körnchen Wahrheit - was doch gerade einen Analytiker nicht von der Arbeit abhalten dürfte, zumal ja Mitscherlich sich an eine psychoanalytische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gemacht hatte (wie er das getan hat, ist bislang nicht weiter erörtert worden).

Wohl auch aufgrund solcher Zurückhaltung der Psychoanalyse gegenüber der Anwendung ihres Instruments auf öffentliche Gegenwartsfragen war es in den Jahren der Studentenbewegung ein leichtes Spiel, die Psychoanalyse zur bürgerlichen Anpassungstechnik, bestenfalls zur Spezialdisziplin für die Erforschung des subjektiven Faktors, auf alle Fälle aber für reformbedürftig (Psychoanalyse als Sozialwissenschaft) zu erklären. Der Analytiker wird dabei sofern er nicht als reaktionärer Depp am Todestrieb festhält - zum gutmütigen Therapie-Trottel, der manchmal soziokulturelle Verbesserungsvorschläge liefert oder im Namen der Psychoanalyse sich für die gerechte Sache - für Frieden, gegen Atomkraftwerke usw. - engagiert³⁸.

Gewiß nimmt die Psychoanalyse genauso wenig eine anklägerische oder drohende wie eine versöhnende oder tröstende Position ein. Dennoch ist Freud in Kulturdingen kein zynischer Beobachter: sehr wohl wendet er sich gegen kulturelle Denkverbote, wie sie in der Religion, aber auch im Zusammenhang mit den Massenmedien, etwa als Ausschaltung der Urteilsfunktionen und der Realitätsprüfung, immer wieder thematisiert wurden.

Kultur - Couch

Die verbreitete Aufspaltung analytischer Tätigkeit in jene an der Couch und eine andere an der Kultur- bzw. Politfront ist als Pseudogegensatz schon sehr früh aufgetaucht. Was ist etwa davon zu halten, wenn Theodor Reik folgende Erinnerung wiedergibt: Freud habe bei einem der Mittwochabend-Treffen gesagt: »Es gibt keinen Zweisel, daß die Hauptlast der Neurosentherapie bis zu jenem Zeitpunkt [dem Jahr 2000; CR] durch Methoden getragen wird, die durch neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der inneren Sekretionen hervorgebracht wurden. Ich höre bereits die Schritte der Endokrinologie hinter uns, sie wird uns ein- und schließlich überholen. Doch auch dann wird die Psychoanalyse noch wichtige Aufgaben haben. Denn die Endokrinologie wird ein blinder Riese sein, der den Weg nicht kennt, und die Psychoanalyse wird der Zwerg sein, der sie zum Ziel führt.«39 Reik behauptet, im Laufe des Abends Freuds Zustimmung zu seiner Prognose bekommen zu haben, »daß die Zukunft der Psychoanalyse im Studium der Geschichte, der Anthropologie und der Sozialwissenschaften liege und daß die analytische Therapie neurotischer und psychotischer Störungen im Jahr 2000 als überholt gelten würde«40.

Also wird es demnächst heißen: »Es war einmal die psychoanalytische Praxis«? Ich denke, daß so die Frage falsch gestellt ist und will deshalb kurz umreißen, was ich mir unter dem Tagungstitel «Kultur der Psychoanalyse« vorstelle, nämlich erstens, daß die Arbeit des Analytikers eine Arbeit am Zeichenprozeß ist, eine Arbeit des Entzifferns von Entstellungen, wie Freud sie in der Traumdeutung oder am Beispiel der Deutung von Fehlleistungen lehrt. Lacan ist die Arbeit der Analyse, wie es vielleicht eine Mainstream-Semiotik betreiben würde, weil es eben nicht um einen gemeinsamen Code um das Entziffern der Resultate der Verdichtung, Verschiebung, Traumarbeit, Rücksicht auf Darstellbarkeit usw. 42.

Zweitens die Auseinandersetzung des Analytikers mit der symbolischen Ordnung, in die der Analysant hineingeboren wurde (Struktur der Familie, der lokalen, regionalen, nationalen, religiösen und Klassenkultur), was nicht heißt, das in der Analysen Kulturdebatten legitimatorischen, normalisierenden Charakters (»Die andern nachen's doch auch!«) geführt würden; ganz im Gegenteil müssen etwa Versuche des Zwangsneurotikers, den Inhalt einer »Zwangsidee durch Verallgemeinerung aus seinen speziellen Beziehungen« lösen⁴³, aufgedeckt werden, um zu verhindern, daß die Zwangsidee gegen die Kausalerforschung des bewußten Denkens aufrechtzuerhalten kann.⁴⁴

Drittens spricht Freud vom Kultivierungseffekt der Psychoanalyse, also von einer durch sie bewirkten »Verdrängung mancher ungünstiger Strebungen", womit auch gesagt ist, daß ihr die Logik der totalen Befreiung, Negation der Kultur, des Namens des Vaters, fremd ist. "Die psychoanalytische Arbeit stellt sich also als ein besserer Ersatz für die erfolglose Verdrängung geradezu in den Dienst der höchsten und wertvollsten kulturellen Strebungen.«⁴⁵

Viertens ist Psychoanalyse in die Kultur eingegangen, sie hat Folgen gezeitigt in der Wissenschaft, in den Künsten und im Alltagsleben.

Ist nun, fünftens, für Psychoanalytiker ein weitergehendes Studium der Kultur überhaupt notwendig? Man könnte anführen, daß Freud für das Lehrprogramm einer psychoanalytischen Hochschule »Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft« wünschte, da »ohne eine gute Orientierung in diesen Gebieten (...) der Analytiker einem großen Teil seines Materials verständnislos gegenüber« stehe⁴⁶. Doch betrifft, über eine solche Forderung hinaus, diese Frage Freuds Orientierung selbst, wie er 1936 an Romain Rolland schreibt: »Sie wissen, meine wissenschaftliche Arbeit hatte sich das Ziel gesetzt, ungewöhnliche, abnorme, pathologische Erscheinungen des Seelenlebens aufzuklären, das heißt, sie auf die hinter ihnen wirkenden psychischen Kräfte zurückzuführen und die dabei tätigen Mechanismen aufzuzeigen. Ich versuchte dies zunächst an der eigenen Person, dann auch an anderen

und endlich in kühnem Übergriff auch am Menschengeschlecht im ganzen.«⁴⁷Ein Jahr zuvor, 1935, als übrigens in London Norbert Elias seine Studie »Über der Prozeß der Zivilisation« zu schreiben begann, äußerte Freud sich in der »Nachschrift zur Selbstdarstellung« so: Medizin und Psychotherapie war mein Interesse zu jenen kulturellen erwachten Jüngling gefesselt hatten.«⁴⁸ Ist dies nun bloß die Hinwendung eines älteren Herrn zu einer frühen Liebhaberei?

Es hat etwas. Freud kommt der Kultur nicht auf die coole Tour jener Analytiker, die jenseits des Diwans sich endlich einmal als Allwissende produzieren mögen. Auch dort, wo sich kein Einzelner mit einem Anspruch an einen Analytiker wendet, hat sie etwas Zu sagen. Höchst interessant finde ich, wie Freud mit einer Arbeit umgeht, die er 1914 anonym in IMAGO veröffentlicht hat und zu der er sich erst zehn Jahre später, beim Erscheinen seiner »Gesammelten Schriften« bekennt; »Moses des Michelangelo«. »Ich habe zu dieser Arbeit eine Beziehung wie etwa zu einem Kind der Liebe. Durch drei einsame September-Wochen bin ich 1913 alltäglich in der Kirche vor der Statue gestanden, habe sie studiert, gemessen, gezeichnet, bis mit jenes Verständnis aufging, das ich in dem Aufsatz doch nur anonym auszudrücken wagte. Erst viel später habe ich dies nicht analytische Kind legitimiert.«49 Wenn immer sich Freud mit Kunst und Kultur befaßt, ist Liebe spürbar. Ein Beispiel aus der erwähnten Studie: »Kunstwerke üben eine starke Wirkung auf mich aus, insbesondere Dichtungen und Werke der Plastik, seltener Malereien. Ich bin so veranlaßt worden, bei den entsprechenden Gelegenheiten lange vor ihnen zu verweilen, und wollte sie auf meine Weise erfassen, d.h. mit begreiflich machen, wodurch sie wirken. Wo ich das nicht kann, z.B. in der Musik, bin ich fast genußunfähig. Eine rationalistische oder vielleicht analytische Anlage sträubt sich in mir dagegen, daß ich ergriffen sein und dabei nicht wissen solle, warum ich es bin und was Ich bin dabei auf die anscheinend paradoxe Tatsache aufmerksam geworden, daß gerade einige der großartigsten und überwältigendsten Kunstschöpfungen unserem Verständnis dunkel geblieben sind. Man bewundert sie, man fühlt sich von ihnen bezwungen, aber man weiß nicht zu sagen, was sie vorstellen.«⁵⁰

Freuds Frage nach der Kultur als symptomhafter Auseinandersetzung mit der väterlichen Ordnung mag damit zu tun haben, daß er der jüdischen Tradition zwar untersteht, sich aber als »gottloser Jude«, der er sich nennt, deren Ritualen zu entziehen trachtet.

Es geht wesentlich darum, wie Kultur, symbolische Ordnung, Gesetz und Namen des Vaters zu situieren sind, wie sie wirken und wie sich Subjekte und Kollektive damit auseinandersetzen. Deshalb genügt nicht der bloße Verweis darauf, daß man diesen Instanzen halt unterstehe und daß Psychoanalyse vor allem mit Subjekten zu tun habe, die sich unterstehen, solches Unterstehen nicht anzuerkennen.

Ist nun das Problem der Kultur für die Psychoanalyse grob skizziert, soll es nun in meinem Vortrag um einige Fragen der Überlieferung gehen: Tradition - als Aufrechterhaltung bestimmter Funktionen und als Bearbeitung bestimmter Inhalte.

Wir haben es bei Freud mit mehreren Formen der Kulturübermittlung zu tun: Er spricht da einmal klipp und klar von der Vererbung des Volkscharakters, dann ist wieder die Rede davon, daß sich sowohl der Aufbau des psychischen Apparats phylogenetisch gewandelt habe, als auch die Triebstruktur der Individuen sich im historischen Prozeß verändere und dann sind natürlich auch die, wie immer bescheidenen, Wirkungen der Psychoanalyse im Spiel.

Tradition ist aktuelles Thema geworden: man betreibt deren marktgerechte »Wiederentdeckung«, spricht gleichzeitig von »gebrannten Kindern unseliger Tradition« oder vom Aufgeben eines Kulturerbes (der DDR), manch einer wird von Furcht vor der Wiederkehr eines deutschen Barbarentums geplagt (Freud hatte sich zur Zeit des Ersten Weltkriegs verärgert gegen eine solche Attribution gewandt), also davor, daß dieses Volk eben nur äußerst oberflächlich kultiviert sei oder daß in seiner deutschen Kultur etwas ganz Spezifi-

sches wirke. Für viele Grund genug, zu erklären, sie stünden nicht in dieser Tradition, gehörten einfach nicht dazu, hätten sich inzwischen erfolgreich abgeseilt.

Literatur (im Anschluß an den folgenden Vortrag Moderne Traditionen)

Anmerkungen

1 Freud 1912, 17

2 ebda.

3 ebda., 18

4 ebda.

5 Das Ansinnen trägt Freud am Anfang seines Aufsatzes »Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker« vor, der später (um weitere Folgen bereichert) unter dem Titel »Totem und Tabu« berühmt werden sollte. 6 vgl. Rank u. Sachs 1912, 13

7 späterdann, 1927 (od. 1928) bis 1932 lautete der Untertitel »Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften«, dann ab 1933 (od. 1932) »Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie, ihre Grenzgebiete und Anwendungen« (und evtl. noch weitere)

8 1939a, StA 576

Freud hatte für Roheim (Mitte der 20er Jahre) bei Marie Bonaparte ein Expeditionsstipendium beantragt.

Was die Ethnologie Europas betrifft, vgl. Freuds Wertschätzung der Beiträ-

ge v. D.E. Oppenheim und F.S. Krauss.

9 Etwa Freuds Stellungnahme zu Kritiken an Robertson Smith, auf den er sich stützte: »Ein Widerspruch ist noch keine Widerlegung, eine Neuerung nicht notwendig ein Fortschritt. Vor allem aber, ich bin nicht Ethnologe, sondern Psychoanalytiker. Ich hatte das Recht, aus der ethnologischen Literatur herauszugreifen, was ich für die analytische Arbeit brauchen konnte. Die Arbeiten des genialen Robertson Smith haben mir wertvolle Berührungen mit dem psychologischen Material der Analyse, Anknüpfungen für dessen Verwertung gegeben. Mit seinen Gegnern kam ich nie zusammen.« (1939a, StA 576).

Ähnlich weigert sich Freud an anderer Stelle, auf biologische Fachfragen näher einzugehen.

Vgl. auch Lacans Auseinandersetzung mit Lévi-Strauss, de Saussure, Jakobson u.a..

10 vgl. Jones: Anthropologie, IMAGO 10, 1924, S. 133ff.

11 Freud 1907a, GW 33

12 Freud 1907a, GW 69

13 Freud 1916-17, 391

14 1912-13. StA 362f.

Zu erörtern bleibt der Stellenwert der Freudschen Analogsetzungen, Parallelisierungen, Vergleichungen (»als«, »wie«): Kultur/Symptom (Zwangsneurose), Volk bzw. Gesellschaft/Einzelner (auch Völker als »Großindividuen«); Philosophie/Paranoia, Religion/Zwangsneurose, Kunst bzw. Dichtung/Hysterie u.a.

15 Kultur umfaßt also Techniken der Naturbeherrschung und die Beziehungen der Menschen untereinander ebenso wie Ethiken, gesellschaftliche Institutionen und das Verhältnis zum eigenen Körper

16 vgl. Freud 1940a, GW 425

17 1927c, StA 144

18 1927c, GW 334

19 Freud 1940a, GW 425

20 Freud (1930a[1929]), GW 453

21 1930a, StA 233

22 Freud 1900a, StA 261

23 Freud 1927c, GW 331

24 1915b, StA 44

25 1927c, StA 146

26 ebda.

27 1915b, StA 44

28 vgl. 1927c, StA 172f.

29 1930a, StA 243

30 ebda., StA 218

31 vgl. ebda., 171

32 Qualitative Untersuchung, S. 177 (Faximile in »Untergang der BILD-

33 ebda., 190f.

34 ebda., 191

35 ebda., 192

36 Der Untergang der Bildzeitung, S. 109

37 Brief v. 23.11.1967; Faximile in »Der Untergang der Bild-Zeitung«, nach

38 Daß Ethiken sich in gesellschaftlichen Zusammenhängen herausbilden, heißt nicht, daß die Ethik der Psychoanalyse sich an sozialen Kriterien

39 Reik 1976, 41

40 ebda.. Reik datiert diess Treffen nicht. In den - lückenhaften - Protokollen der Mittwochs-Gsellschaft habe ich keinen Hinweis auf eine derartige

41 Rede von Rom, Schriften 1, 126

42 vgl. Lacan: Drängen des Buchstaben, 36

43 Freud 1909d, StA 101; Hervorh. CDR

44 »Die Vorliebe der Zwangskranken für die Unsicherheit und den Zweifel wird für sie zum Motiv, um ihre Gedanken vorzugsweise an jene Themen zu heften, wo die Unsicherheit eine allgemein menschliche ist, unser Wissen oder unser Urteil durch Notwendigkeit dem Zweisel ausgesetzt bleiben mußte. Solche Themen sind: Die Abstammung vom Vater, die Lebensdauer, das Leben nach dem Tode (...)« (Freud 1909d, StA 91). 45 1910a, GW 57.

Liest man Freud mit Lacan, so lösen sich die verbreiteten Polarisierungen »hier Individuum, dort Gesellschaft« oder »hier Subjekt, dort Kultur« dahingehend auf, daß das Sprachwesen Mensch erst durch seine Eingeschriebenheit in die symbolische Ordnung Subjekt wird. 46 1926e, GW 14, 281; Hervorh. CDR.

Diese Bestimmung der Nützlichkeit der Resultate der Wissenschaft ähnlich der oben am Beispiel des Ethnologen Robertson Smith angeführten.

48 Freud 1935a, GW 32; er bezieht das auf »Totem und Tabu« (1912), »Die Zukunft einer Illusion« (1927) und »Das Unbehagen in der Kultur« (1930). 49 Brief an E.Weiß, 12.4.1933. In: Freud: Briefe an E. Weiss, 84f.. Hervorh.

50 Freud 1914b, StA 197

Claus-Dieter Rath

Moderne Traditionen. Mechanismen der Traditionsvermeidung und der Traditionserfindung. (Eine Skizze)

Etwas zu tradieren, ist eine der Hauptfunktionen der Kultur. Ich spreche hier von einer Situation, in der Subjekte massenhaft behaupten, nicht länger Tradierende zu sein, da es im Bestehenden nichts Tradierenswertes gebe oder da Überkommenes den Einzelnen nur unnötig belaste, zugleich aber der Devise »Tradition ist wieder in« Folge leisten. Auf dem Spiel stehen damit nicht nur die aktualisierten Fragen nach kultureller und nationaler Identität, sondern auch die Herausforderung der Psychoanalyse an Vernunftgebote und religiöse Strömungen.

Unmodern ohne Tradition

Tradition und Moderne haben ihre Geschichte. Einmal mag es scheinen, jegliche Modernisierung sei Übermittlungsbruch, das andere Mal, sie erschöpfe sich in Varianten immerwährender Erbmuster.

Anstelle einer prinzipiellen Erörterung dieses Verhältnisses möchte ich mich einigen Fragen zuwenden, die die Subjekte der Modernisierung und des Tradierens betreffen, insbesondere dem Phänomen, daß moderne Subjekte lästige Traditionen von sich abzuschütteln und zu beerdigen trachten, zugleich aber zunehmend Familientradition, lokale, regionale, nationale oder auch supranationale - etwa europäische - Traditionen als für sich gültig reklamieren, verschüttetes Kulturgut für sich entdecken und zu revitalisieren meinen. Man trauert »Alter Väter Sitte« nach, die das eigene Denken und Handeln hätte begründen können, deren Kontinuität man jedoch unterbrochen wähnt, und ist zugleich überzeugt, eine Zeitenwende, den Anbruch eines neuen Kapitels der Menschheitsgeschichte mitzu-

Ich diskutiere diese Phänomene hier nicht unter dem Gesichtspunkt der tatsächlichen Neuerungen, sondern unter dem der Erfindungoder »Wieder «-Entdeckung von »Altem « und »Ursprünglichem « in eigenen und fremden Kulturen. Wenn ich dies relativ allgemein tue, so gehe ich dvon aus, daß Sie sich das entsprechende Material - aus dem gegenwärtigen Alltag wie aus der analytischen Praxis - mühelos vergegenwärtigen können.

Traditionszuordnungen

Die Ansicht, Thomas Mann stehe in jener selben »deutschen antizivilisatorischen Tradition« (nämlich Zivilisation als nützlich, Kultur als rein zweckfrei zu betrachten), aus der »auch so etwas wie der Nationalsozialismus« hervorging¹, wird, wer den Dichter schätzt, genauso wenig erfreuen wie den Jazzfan die Meinung, Swing und Cool seien Abkömmlinge stampfender und schmetternder Marschmusik. Gegen solch wertmindernde Plazierungen macht der eine des Dichters Aufrufe gegen das Nazi-Regime und der andere die Herkunft des Jazzvon den Worksongs der Baumwollsklaven geltend. Ähnlich verärgert ist übrigens der Psychoanalytiker, der seine Prakneutik eingereiht findet. Genealogische Oder der kritischen Hermeneutik eingereiht findet. Genealogische Zuordnungen werden also kulturelles Erbe angehängt zu bekommen heißt ja eigentlich: als einer bestimmten Tradition verhaftet, als deren Anhängsel, behandelt zu werden.

Selbst wenn - genealogisch abgesicherter - unser Äußeres oder eine unserer Äußerungen auf die Altvorderen zurückgeführt

wird: »Ganz der Vater!« oder »Das hat er von der Mutter geerbt!«, ruft dies ambivalente Reaktionen hervor: freudige Verwunderung und heimlicher Stolz, dem Ideal endlich gleichzukommen, und dennoch Verstimmheit ob der gekränkten Illusion eigener Einzigartigkeit und Unvergleichlichkeit.

Sobald uns mißfällt, was andere uns (bzw. unseren Identifikationsobjekten) als Tradition attribuieren, stellen wir entweder fest, daß wir der unterstellten Ursprungsganzheit fernstehen (weil die genealogische Konstruktion falsch sei), daß sie uns noch nie betroffen haben könne - »Gnade der späten Geburt« -, oder daß die angesprochenen Traditionen mittlerweileinaktuell, nicht mehr modern, also: unzeitgemäß, veraltet (verstaubt, unbrauchbar) seien, die Zeiten sich geändert und die Tatsachenwelt eine ganz andere Entwicklung genommen hätten - überhaupt sei man als »modernes« Individuum gewohnt, überlieferte Wahrheiten und Weisheiten nach eigenem Gutdünken anzuerkennen, abzulehnen oder sich halt ganz anders, eben neu, zu orientieren.

Tatsächlich aber wird das Subjekt keine Wahl gehabt haben, da es doch den Traditionen (verschiedener Lebensbereiche) nicht gegenüber stand, sondern sich, als Sprachwesen, das der Mensch ist, in sie hat soweit einschreiben müssen, bis es selbst aus deren Stoff bestand. Fortan sollte es für Tradition einzustehen haben, ja diese unwillkürlich sogar weiterreichen. Unmöglich sie sich vom Leibe zu reißen, da auch dieser von Sprache durchzogen ist. Es wird sich das Subjekt sogar nur schwerlich darüber klar werden können, welchen Traditionen es wirklich untersteht, welche es verleugnet und welche es lediglich als »eigene« herbeiphantasiert.

Interessanterweise beruft sich nun fast jede Neuerung, jeder Versuch, lästige, das Bestehende stützende Tradition loszuwerden, in verklärender Weise auf noch ältere oder ursprünglichere Werte und Praktiken (Mythen der Natürlichkeit, Frische und Reinheit, Körpererfahrung, Sinnlichkeits- und Gefühlskult, Exotismus als Umweg zu Urerfahrung, NS-Ahnenspektakel, verschiedene Fundamentalismen, »Back to the Roots« usw.)².

Die Motive der Entdeckung oder Erfindung von »Altem« und »Ursprünglichem« in eigenen und fremden Kulturen erörtere ich hier.

Diktat der Mode, Terror der Aktualität, Last der Tradition

Wohlbekannt ist die Formel des kommerziellen wie intellektuellen Marketing: »Tradition ist wieder in«. Modernität bezeichnet im Deutschen seit dem 18. Jahrhundert das Zeitgemäße³, also das, was eine Gesellschaft als ihrer selbst angemessen betrachtet und zugleich gegenüber dem Alten (oder Antiken) Erleichterung zu schaffen verspricht⁴: Diskurse und Praktiken werden auf die Höhe dar Zeit gebracht, dem neuesten technischen und ideologischen Standard angeglichen, neuartig gestaltet, dem Zeitgeschmack angepaßt usw. Von bloßem Wandel unterscheidet sie ihr programmatischer Charakter und daß sie - im Sinne der aufgeklärten Moderne - als von den Subjekten bewußt gestaltet erscheint (»Wir machen es jetzt ganz anders als früher, eben zeitgemäßer«). Modernisierung und Innovation sind aber nicht notwendigerweise tatsächliche Veränderung.

Gleichfalls auf die kulturelle Größe Zeit, besonders auf die Zeit der Geschichtsschreibung, beziehen sich die Aktualitätsbehauptungen der Medien und das Aktualitätsgefühl des Publikums. Aktuell ist, was einen Neuheits- oder Neuigkeitseffekt erzeugt, ungewohnt ist, als Noch-Nie-Dagewesenes Überraschung hervorruft, was also infolge des Reizquantums der Kontrastwirkungen - Aufmerksamkeit erregt. Meist ist Aktualität von der Ordnung des Wiederkehrendenim doppelten Sinn »Erneutes« (oder »Auf ein Neues«)⁵. Sie kommt zustande, sobald es gelingt, bei einem Subjekt anhand eines frischen Anlasses »die Erinnerung an ein früheres, meist der Kindheit angehöriges Erlebnis« zu wecken, von welchem aus sich nun ein Wunsch artikuliert6.» Man darf sagen: eine Phantasie schwebt gleichsam zwischen drei Zeiten, den drei Zeitmomenten unseres Vorstellens. Die seelische Arbeit knüpft an einen aktuellen Eindruck, einen Anlaß in der Gegenwart an, der imstande war, einen der großen Wünsche der Person zu wecken, greift von da aus auf die Erinnerung eines

früheren, meist infantilen, Erlebnisses zurück, in dem jener Wunsch erfüllt war, und schafft nun eine auf die Zukunft bezogene Situation, welche sich als Erfüllung jenes Wunsches darstellt, eben den Tagtraum oder die Phantasie, die nun die Spuren ihrer Herkunft vom Anlasse und von der Erinnerung an sich trägt.«⁷

Da »jede Fortdauer einer vom Lustprinzip ersehnten Situation (...) nur ein Gefühl von lauem Behagen« ergibt, muß, damit die Zeit nicht stillstehe, stets etwas in actu, etwas los sein, sind wir doch »so eingerichtet, daß wir nur den Kontrast intensiv genießen können, den Zustand nur sehr wenig«⁸. Neben dem der linearen Uhrzeit werden Aktualitätsreize somit zu einem Zeitnaß.⁹

Die Medien können in großem Maßstab rezente Wahrnehmungen - unter der Bedingung, daß etwas an ihren Darbietungen Erinnerungsreste ködert und sich also mit Energien früherer Erlebnisse aufläd - zu »brennender Aktualität« werden lassen. Von diesem Mechanismus lebt ein Großteil des Medienbetriebs, der durch die Koppelung neuen Materials an die alten, »ewigen« Themen wie Liebe, Tod, Eifersucht usw. Interesse wachruft und darüber die benötigten Identifikationen des Publikums herstellt. Das Nachrichtenwesen als Aktualitätengenerator ist eine notwendige Organisationsinstanz komplexer Gesellschaften (ökonomische und politische Tagesordnung), die das Handeln der Einzelnen koordiniert, vereinheitlicht und den Individuen Entscheidungsaufwand spart. Das Gefühl, in einer geschichtsträchtigen Welt zu leben und an mächtigen Bewegungen teilzuhaben, hängt also oft bloß davon ab, inwieweit die Aktualitätenproduktion bestimmte affektive Besetzungen an sich zu ziehen vermochte. Sie kann deshalb auch kollektive Ausnahmezustände hervorrufen.

Kulturell, gesellschaftlich produzierte Aktualitäten (Nachrichten, Mode, sog. »Zeitgeist«) gehören zu den Ersatzbefriedigungen des Phantasielebens, bringen Tagträume und das einem Zugestoßene in ein Sprachgewand und garantieren dem Subjekt den Einklang mit den Forderungen der Zeit oder beruhigen es zumindest dahingehend, daß es und die von ihm Verwünschten noch einmal davongekommen seien.

Das Unaktuelle hingegen ist gleichsam an der Oberfläche versteckt¹⁰, weshalb das Langwährende, Gewohnte, Normale, Selbstverständliche der Tradition sich der Ausmerksamkeit entzieht. Es west nicht in unergründlichen Tiefen, sondern wird übersehen und überhört, obwohl es doch sicht- und hörbar ist. Unzeitgemäßes (etwa unzeitgemäße Betrachtungen) liegt im Out des Bewußtseinsfelds der Gesellschaft. Ausnahmen sind - zweifellos eine Machtfrage - Anlässe, zu denen bestimmter Kulturforderungen oder Ideale gedacht wird (Paraden aller Art) oder die spektakuläre »Präsentationsfolklore«11: Selbstinszenierungen im Trachtenlook, im Fernseh-Musikantenstadl, beim Italiener an der Ecke oder den auf »historisch« getrimmten Altstadtkernen (eben nicht nur »für die Touristen«). Diese Selbst-Images haben aber wohl nur sehr indirekt mit der wirklichen kulturellen Ordnung zu tun. Traditionsbewußtsein oder bewußte Traditionspflege sind wenig mehr als Epiphänomene des tatsächlich wirksamen, unbewußten, Textes einer Kultur.

Einerseits Last der Tradition, andererseits Diktat der Mode und Terror der Aktualität - immer geht es um ein Machtverhältnis, um ein allgemeines Gebot, das befolgt werden muß, will man als Nebenmensch anerkannt sein. Die Wirkkraft aufmerksamkeitsheischender Moden, Aktualitäten und Pseudotraditionen muß von etwas in der Ordnung der longue durée, im Sinne einer nachhaltig wirkenden Ursache, ingang gesetzt worden sein und fortwährend gestützt werden - wie auch sonst könnten sich ehemals neue Erscheinungen zur (unauffälligen aber nachhaltigen) »gewachsenen« Tradition verfestigt haben? (Auch Riesen haben einmal klein angefangen.)

Vor jeglicher Tradition

Tradition ist sowohl der Prozeß der Überlieferung von Wissen über mehrere Generationen hinweg, als auch der überlieferte Inhall: Mythos, Sitte, Ethik der Lebensführung, historische Wahrheiten wie verschiedenste Praktiken, Riten (etwa des Wechsels der Lebensführung, historische Wahrheiten abschnitte oder Rangstufen), Bräuche, die Organisation der Macht-

Bildet Tradition der Mode, Aktualität und Pseudotradition gegenüber eine Art Urgrund, so geht Tradiertem, wie jeglichem Kulturphänomen, selbst etwas voraus - etwas, das noch nicht Tradition ist, sondern zur Bildung einer solchen Anlaß gibt. Freud zufolge zeigt alle Kulturgeschichte »nur, welche Wege die Menschen zur Bindung ihrer unbefriedigten Wünsche einschlagen unter den wechselnden und durch technischen Fortschritt veränderten Bedingungen der Gewährung und Versagung von seiten der Realität«¹⁴. Traditionen selbst sind eben Praktiken, Maximen und Legitimationen der Lebensführung, die sich im Laufe der Menschheitsentwicklung in einzelnen Kulturen und Machtverhältnissen besonders bewährt haben¹⁵. Sie sind optimale Größen des menschlichen Triebhaushalts, aber nicht unveränderlich.¹⁶

Tradition ist nicht bloße historische Kontinuität, vielmehr ist sie ein hinter den historischen Fakten stehender Imperativ. Sie kann fortwirken und sich aktualisieren, auch wenn sie längst vergessen oder für tot gehalten wurde. Allerdings bedarf der Inhalt einer Tradition eben des Prozesses des Tradierens; die Traditionsträger leisten Arbeit an der Tradition (ähnlich der Traumarbeit, kaum eine bewußte, kreative Bearbeitung). Die Übermittlung von Erzählungen und Praktiken unterliegt naturgemäß zensierenden Auslassungen und Entstellungen - das Schicksal der heiligen Texte, Mythen, Märchen, vom oralen Erzählgut über die verschiedenen Stadien der Verschriftlichung, ist uns vertraut; dies rührt auch daher, daß schon die anfängliche Symbolbildung, die Einsetzung des Totemtiers für den Vater, eine Entstellung ist.

Die Einrichtungen und Diskurse, die sich in verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten umbilden, wurzeln im dem Brauch vorausgehenden Mißbrauch. Dieses »Ur« ist in der Psychoanalyse an das Trauma gebunden; es ist kein natürliches, anthropologisches »Seit jeher«, sondern es liegt ihm eine Veranlassung, ein Motiv zugrunde. Dieses Motiv wird von Freud konstruiert, indem er die historische Wahrheit der Traditionen auf die materielle Wahrheit des Mords am Urvater zurückführt. Die sich in der Folge notgedrungen herausbildende kulturelle Struktur hat die

Neigung zu Inzest, Kannibalismus und Mordlust zur Ursache und soll durch Triebaufschub, Verzicht auf Triebbefriedigung, Einschränkungen, Entbehrungen sichern, daß nicht mehr willkürlich getötet und weder Kannibalismus noch Inzest praktiziert wird¹⁷. Für jedes Neugeborene gilt wieder: wegen des Mangels »an angeborenen Triebkontrollen müssen die Ablaufskontrollen des menschlichen Verhaltens (...) kulturell gesetzt werden«, größtenteils durch »soziale Einfluß- und Gewaltsysteme«¹⁸.

Streben nach Vervollkommnung

Die Inhalte des Überichs bzw. Ich-Ideals, »Vertretung aller moralischen Beschränkungen, (...) Anwalt des Strebens nach Vervollkommnung«19 werden nicht einfach per Erziehung vermittelt und gelernt. Vielmehr haben die Eltern und die ihnen analogen Autoritäten »die Schwierigkeiten ihrer eigenen Kindheit vergessen, sind zufrieden, sich nun voll mit den eigenen Eltern identifizieren zu können, die ihnen seinerzeit die schweren Einschränkungen auferlegt ha ben. So wird das Über-Ich des Kindes eigentlich nicht nach dem Vorbild der Eltern, sondern des elterlichen Über-Ichs aufgebaut; es er füllt sich mit dem gleichen Inhalt, es wird zum Träger der Tradition, all der zeitbeständigen Wertungen, die sich auf diesem Wege über Ge nerationen fortgepflanzt haben. (...) Die Menschheit lebt nie ganz in der Gegenwart, in den Ideologien des Über-Ichs lebt die Vergangen heit, die Tradition der Rasse und des Volkes fort, die den Einflüssen der Gegenwart, neuen Veränderungen, nur langsam weicht, und so lange sie durch das Über-Ich wirkt, eine mächtige, von den ökonomischen Verhältnissen unabhängige Rolle im Menschenleben spielt.«

Versagung und Ersatzbefriedigung

Die äußeren Zwänge gegen die a-sozialen Tendenzen des Einzelnen, die das Zustandekommen sozialer Bindungen gewährleit togenetischen Entstehung des Überich verinnerlicht. Scheint dies für

die ältesten Kulturforderungen auch weitgehend erreicht²², so kommt eine Überzahl von Menschen den anderen Kulturforderungen nur unter dem Druck des äußeren Zwanges nach.²³

Der notwendigen »Ersatzbefriedigung jener verdrängten Wünsche, die seit den Jahren der Kindheit unbefriedigt in der Seele eines jeden wohnen«, dienen die Produktion und die Rezeption von »Mythos, Dichtung und Kunst«²⁴. Neben der Wertschätzung und Pflege »der intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen« und der »Ideen im Leben der Menschen« stehen die religiösen Systeme, die »philosophischen Spekulationen« und »die Idealbildungen der Menschen (...), ihre Vorstellungen von einer möglichen Vollkommenheit der einzelnen Person, des Volkes, der ganzen Menschheit und die Anforderungen, die sie auf Grund solcher Vorstellungen erheben« (Freud)²⁵.

Da Tradition gebietet und mit Autoritätsansprüchen behaftet ist, wird sie Gegenstand nicht nur kultureller Reformen und Revolutionen, sondern stets auch des Generationenkonflikts, wenn die Alten der Jugend ihren Erfahrungsschatz aufdrängen wollen, der doch Sicherheit, Erfolg, körperlichen wie ästhetischen Genuß und Zufriedenheit gewährleiste, die Jungen dessen Wert aber nicht anerkennen können, sich - nachdem sie den Einwand weggewischt, sie wüßten einfach noch nicht, worauf es im Leben ankommt - besserwisserisch aufführen und meinen, überhaupt etwas Besseres zu wissen und Eigenes, Neues, Zeitgemäßeres hervorzubringen.

Jeder dieser Generationenkonflikte hat gewiß auch seine historischen Besonderheiten: Traditionsbrüche und -einsetzungen der Generation der Jugendbewegung, der Generation des Feuers (des 1. Weltkriegs), der Hitlerjugend, der Flakhelfer, der skeptischen oder der 68er Generation begreifen sich mal als eher durch Not erzwungen, mal eher als bewußter Kulturbruch. Jedenfalls befindet sich, wer die alte Ordnung überwunden zu haben glaubt, noch nicht außerhalb der symbolischen Ordnung, die, obwohl ihre Elemente sich durch Variabilität, Geschmeidigkeit und Integrationsfähigkeit auszeichnen, an die Wiederkehr des Verdrängten gekettet bleibt.

Bewußte Erinnerung hingegen hat am Kulturgut nur sehr

geringen Anteil, weil Kultur als solche schon Verdrängungsfunktion hat, Vergessen hilft und das Auskommen mit etwas an sich Unerträglichem erträglicher macht.

Kann ein Kulturmuster den beiden Grundanforderungen (Einschränkung und Ersatzbefriedigung) genüge tun, ist es funktionsfähig, auch wenn darüber einzelne langwährende Traditionselemente verlorengehen sollten.

Moderne Traditionen: Wir suchen uns ein anderes Kulturerbe

Heute haben wir es mit einem merkwürdigen Spannungsverhältnis zu tun: auf der einen Seite die sogenannte Informalisierung, als wäre jegliche Ordnung geschwunden, als wäre alles beliebiger (»anything goes«), natürlicher und spontaner oder doch rationaler (vernunftgeleiteter) als früher²6, auf der anderen eine Emphase des Gesetzes, der Ordnung, der Sitte, des Brauchs etwa in Gestalt des sich deutlich artikulierenden Bedarfs nach altbewährten oder exotischen Orientierungshilfen und der Suche nach verbindlichen Deutungsmustern oder den Schätzen der Mundart.

Es scheint, daß, wann immer assymetrische Polaritäten auftreten, die nicht durch Eingreifen bezwingbar sind, die Menschen sich enttäuscht vom eigenen Kulturgut, sofern dieses ihnen bewußt ist, abwenden und auf magisches Denken und Ideologiebildung zurückgreifen (Bystrina 1989, 90). Jüngste Beispiele sind die ökologische Bedrohung (Klimakatastrophe), Kriegsgefahren, Arbeitslosigkeit, neue Rassismen bzw. ethnische Gewalt, die Bedrohungen im Ernährungsbereich und dessen konsequente Ideologisierung und Folklorisierung, usw.

Darüber hinaus scheinen die Lebensbedingungen der Moderne einen generellen Kursverfall überlieferter Erfahrung mit sich gebracht zu haben. Mit der Zerfaserung traditioneller Sinngebungen entstehen zugleich Forderungen nach alt-neuer Ganzheitlichkeit und neu-alten Ritualen. Der Aktualitätsstrom selbst generiert immer wieder fiktive Urerfahrung: Was wird nicht alles zur Pseudo-Tradi-

tion! Im Zeichenvon» Öfter mal was Altes« wird selbst das Niveau für Traditionen gesenkt. Um des Versprechens der Immergleichheit willen »nimmt alles Moderne, kaum daß es veraltete, den Ausdruck des Archaischen an«²⁷. Es reichen beliebig gezogene Zeitkurven, um TV-Shows oder Möbelhäuser zu Traditionsträgern zu machen.

Das Dilemma der Werbung verdeutlicht diesen Mechanismus: in ständig neuen Kombinationen muß das Brandneue mit dem Altbewährten verkoppelt werden (technologische und wissenschaftliche Invention und Innovation auf der Basis des Herkömmlichen. dieses verbessernd oder überwindend).²⁸ In der Tat gelingen Aktualitätseffekte, also Schaffung von Aufmerksamkeit, nur, wenn ein Ereignis von etwas getragen ist, das mit dem Trauma bzw. den ewig fortwährenden Konflikten der Vergangenheit zu tun hat. So scheint Tradition heute weniger Lehre/Ethik als vielmehr Ausstattung mit Objekten, Sprüchen und Techniken der Selbststilisierung. Als Ideologie adaptierte »neue« Traditionen können Ohnmachtserlebnisse vermeidbar machen, indem sie diese relativieren oder behaupten, den entsprechenden Grundkonflikt aus der Welt schaffen oder lösen zu können (»Ganzheitlichkeit« usw.). Solche neu eingesetzten Elemente fungieren als »euphorische Werte« (Barthes): das »bessere«, alternative Andere nimmt Gestalt des Natürlichen, Reinen usw. an, das oft in anderen Kulturen vermutet wird. Solches Hin- und Herspringen zwischen verschiedenen Welten scheint durch die Unterstellung motiviert, den Fremden oder Vorgeborenen sei es auf eine uns unzugängliche Weise gelungen, die konstitutionelle Unbefriedbarkeit des Begehrens zu besiegen und grenzenlosen Genuß zu finden. Dies kann erklären, daß die partielle, oft schwärmerische Identifizierung mit der Kultur der Anderen ethnische Vorurteile eben nicht zum Verschwinden bringt, da sie auf Neid gründet.

Das Kleine als das Größte

Zu diesen beiden Quellen der Auflehnung gegen die herrschende Ordnung - also zu den Bedrohungsgefühlen und der Entwertung des Status überlieferter Erfahrung - kommt als dritte ein

Widerstand gegen eine bestimmte Eigendynamik der Kultur hinzu, die »ein Prozeß im Dienste des Eros (ist), der vereinzelte menschlir che Individuen, später Familien, dann Stämme. Völker. Nationen zu einer großen Einheit, der Menschheit zusammenfassen« will²⁹. »Diesem Programm der Kultur widersetzt sich aber der natürliche Aggressionstrieb der Menschen, die Feindseligkeit eines gegen alle und aller gegen einen.«30 Umfassendere Einheiten bedeuten erhöhte Einschränkung des Spielraums des Einzelnen und verstärken somit dessen kulturfeindliche, d.h. gegen Triebeinschränkung sich wehrende Neigungen. Die Internationalisierung, die Einbindung in größere Verbände (z.B. »die westliche Kultur«, Nivellierung, Gleichmacherei, »Amerikanisierung«, »Kommerzkultur«), wird von daher durchdrungen und konterkariert von der Suche nach kleinen, überschaubaren Einheiten, die zugleich als Träger einer ursprünglicheren Erfahrung gelten sollen. Sowohl den Strukturen der eigenen, natio nalen, als auch denen der umfassenderen, internationalen, Kultur, werden Bruchstücke neu wirkender oder fremd wirkender Traditionen entgegengesetzt und teils eingebunden. Von den Resultaten verspricht man sich Erleichterung gegenüber den Forderungen des Bestehenden. Der Gegenimpuls ist also nicht so sehr in der Hegemonie einer konkreten Macht begründet (»Amerikanisierung«) als in der Tatsache des Widerstands gegen zu große Verbände, die den Einzelnen weitergehend einschränken.

Diese Tendenz wird verstärkt durch den »Vorteil des kleinen Kulturkreises, daß er dem Trieb einen Ausweg an der Befeindung der Außenstehenden gestattet«. Es sei »immer möglich, eine größere Menge von Menschen in Liebe aneinander zu binden, wenn nur andere für die Äußerung der Aggression übrigbleiben«. Im »Narzißmus der kleinen Differenzen«, der zwischen sich gegenseitig befehdenden oder verspottenden Nachbarn zum Zuge kommt, sieht Freud »eine bequeme und relativ harmlose Befriedigung der Aggressionsneigung, durch die den Mitgliedern der Gemeinschaft das Zusammenhalten erleichtert wird«31. Es scheint, daß je stärker der weltweite Zug zur Einheit und zur Einheitlichkeit, desto ausgepräßter der »Narzißmus der kleinen Differenzen« in Gestalt von harm-

losen Schrullen bis militanten Regionalchauvinismen und Rassismen. Dieser Narzißmus wird durch Zuhilfenahme schmückender, ins Bild passender, Elemente »ganz fremder« oder »verschütteter« Traditionen nur noch gesteigert.

Nur in relativem Widerspruch hierzu stehen die Strebungen auf ein totales Ein zu: One World, World Music, Herrschaft des Code.

Phantastische Genealogien

Die Überhöhung des Fremden, Brandneuen oder Uralten, die uns als Folklorismus, Exotismus und Traditionalismus bekannt ist, entspringt einem ähnlichen Strukturkonflikt wie der, den Freud unter dem Titel »Familienroman« als einen individuellen Mythos analysiert hat: »Für das kleine Kind sind die Eltern zunächst die einzige Autorität und die Quelle alles Glaubens: Ihnen, das heißt dem gleichgeschlechtlichen Teil, gleich zu werden, groß zu werden wie Vater und Mutter, ist der intensivste, folgenschwerste Wunsch dieser Kinderjahre. Mit der zunehmenden intellektuellen Entwicklung kann es aber nicht ausbleiben, daß das Kind allmählich die Kategorien kennenlernt, in die seine Eltern gehören. Es lernt andere Eltern kennen, vergleicht sie mit den seinigen und bekommt so ein Recht, an der ihnen zugeschriebenen Unvergleichlichkeit und Einzigartigkeit zu zweifeln. Kleine Erlebnisse im Leben des Kindes, die eine unzufriedene Stimmung bei ihm hervorrufen, geben ihm den Anlaß, mit der Kritik der Eltern einzusetzen und die gewonnene Kenntnis, daß andere Eltern in mancher Hinsicht vorzuziehen seien, zu dieser Stellungnahme gegen seine Eltern zu verwerten.«32 Meist führen die »intensivsten Regungen sexueller Rivalität«33 dazu, daß das Kind sich zurückgesetzt fühlt, »die volle Liebe der Eltern vermißt, besonders aber bedauert, sie mit anderen Geschwistern teilen zu müssen«34. Oft resultiert daraus die Idee, ein Stiefkind oder ein angenommenes Kind zu sein. Diese Kinderphantasie beschäftigt sich nun mit der Aufgabe, »die geringgeschätzten Eltern loszuwerden und durch in der Regel sozial höher stehende zu ersetzen«. »In der Technik der Ausführung solcher Phantasien (...) kommt es auf die Geschicklichkeit und das Material an, das dem Kind zur Verfügung steht«, und darauf, »ob die Phantasien mit einem großen oder geringen Bemühen, die Wahrscheinlichkeit zu erreichen, ausgearbeitet sind«³⁶.

Stets aber erweist eine Analyse der Details solcher Phantasien, daß »diese neuen und vornehmen Eltern durchwegs mit Zügen ausgestattet sind, die von realen Erinnerungen an die wirklichen niederen Eltern herrühren, so daß das Kind den Vater eigentlich nicht beseitigt, sondern erhöht. Ja, das ganze Bestreben, den wirklichen Vater durch einen vornehmeren zu ersetzen, ist nur der Ausdruck der Sehnsucht des Kindes nach der verlorenen glücklichen Zeit, in der ihm sein Vater als der vornehmste und stärkste Mann, seine Mutter als die liebste und schönste Frau erschienen ist. Er wendet sich vom Vater, den er jetzt erkennt, zurück zu dem, an den er in früheren Kinderjahren geglaubt hat, und die Phantasie ist eigentlich nur Ausdruck des Bedauerns, daß diese glückliche Zeit entschwunden ist.«³⁷ Noch in späteren Träumen bedeuten Kaiser oder Kaiserin im Traum Vater und Mutter.

Die fremde Ordnung als wahrhaftigste

Auf kultureller Ebene verbindet sich analog die Verherrlichung bestimmter exotischer Kulturen mit dem Bedauern darüber, daß die gute alte Zeit, zu der das Volk noch glücklich und zufrieden gewesen sei usw., entschwunden ist (vgl. Nostalgiewellen). Interessant ist, daß vieles an solchen fremden und alten, anderen Vaternamen zugeschriebenen, Kulturelementen eigentlich mehr mit der eigenen Herkunft zu tun hat und sich beispielsweise als deren schlichte Umkehrung, »verkehrte Welt«, entpuppt. Insgesamt aber geht es um eine Überhöhung der gegenwärtigen Kultur. Eigentlich nämlich könnte für das Subjekt der »Familienroman«, also die genealogischen Tagträume der Kinderzeit, mit dem Abklingen des pubertären Phantasierens erledigt sein, doch erhält sich lebenslang ein Konflikt zwischen dem Ideal, der symbolischen Funktion des Elternteils und dem Ungenügen an dessen realer Gestalt (Versagen usw.)³⁸

Auf kultureller Ebene nun führen Entwertungserlebnisse, die denen des Subjekts in der Kinderzeit vergleichbar sind, dazu, daß die Mitglieder einer Kultur beginnen, höhergeschätzte Ethiken und Ordnungsstrukturen herbeizusehnen, gegen die gegebene Ordnung auszuspielen und sich, dem heimischen Format adaptiert, zueigenzumachen - Traditionalismus, Folklorismus, Exotismus.

Wie beim Familienroman weisen auch hier die neuen Autoritäten, Garanten von Sicherheit und Erfolg oder Trostspender oft erstaunlich getreu die Züge der gegebenen, aber geringgeschätzten oder verleugneten Ordnung auf (hier ist der Mechanismus der Verneinung am Werke).

Allerdings bedarf es der oben erwähnten spezifischen Voraussetzungen auf seiten des Subjekts (Gekränktheit, asymmetrische Polarität) wie auf seiten des Materials (es muß ein gewisses Versprechen enthalten und dadurch Vorlust gewähren), denn nicht jeglicher Kontakt mit Ungekanntem führt zur Identifikation und Idealisierung.

Der Stoff

Das für die Romanbildungen des Traditionalismus, Folklorismus oder Exotismus nötige Anschauungsmaterial rührt von unmittelbaren wie massen medial vermittelten Erfahrungen anderer Kulturen. So sind in den letzten Jahren Biographien und Autobiographien zu Domänen der Traditionsbezüge geworden, wenn es darum geht, dem Diskontinuierlichen, der Vielfalt und der Zerrissenheit des Subjekts, der Gesellschaft oder der Kultur Kontinuität zuzusprechen, »eine schwingende Geschichte aus Bruchstücken zusammen(zu)löten«39. Die Geschichte des eigenen Lebens wird in den Massenmedien zum Indikator der Lebensführung, also dessen, wie das Subjekt mit dem fertig wird, was man - in verschiedensten Bedeutungen - »Leben« nennt: Wie hat es die für alle verbindlichen Lebensstationen und Probleme bewältigt? Worauf konnte es sich dabei berufen? Wie hat es historische Ereignisse erlebt und verarbeitet? Wie ist es vom Schicksal begünstigt oder geschlagen worden? Welche Chancen hat es genutzt oder vertan? usw. Das Publikum erfährt Techniken der Lebenskunst, Ethiken der Lebensführung, Sünden und Verdienste, Formen der Vernunftkontrolle und Beispiele von Willenskraft, Selbstbeherrschung und Zügelung der eigenen Leidenschaften im Hinblick auf das Wohl der Gesamtheit.

Figurationen

Wir beobachten eine merkwürdige Spannung zwischen der Betonung von Herkünften, der es um Versorgung mit Garanten geht, in deren Schutz und Namen sich gefahrlos handeln läßt, und der Unlust am Analysieren des eigenen Tuns und Denkens.

Ein kritisches Augenmerk sollte der verbreiteten Zurücksetzung anderer Arten der logischen Verknüpftheit gegenüber der genealogischen (Herkunft, Abstammung), auf die das »Traditionsbewußtsein« sich beruft, gelten.

Die Kritik »moderner« Traditionen kann sich nicht auf die Frage der Treue beschränken, also darauf, ob etwas als Überlieferung anzuerkennen oder als Fälschung zu entlarven ist. Sie hat der Frage nachzugehen, welche Funktion heute solchen behaupteten Traditionen zukommt und wieso die Subjekte unserer Kulturen genau diese und keine anderen Inhalte idealisieren.

Diese Fragerichtung führt den Blick über jene reduktive und unergiebige Debatte hinaus, ob nun die Schwellen und Schranken der Triebbefriedigung der Mitglieder abendländischen Kulturen angehoben oder gesenkt worden seien. Es geht also nicht um »schwächeres Überich«, »stärkeres Ich« usw., sondern darum, welche Figurationen sich durchsetzen und wieso.

Während die Kulturwissenschaft oft auf der Erhaltung einzelner, unterdrückter oder untergehender, Kulturzeugnisse als Formen der Befriedigung (oder als Werten an sich) insistiert, verweist die Psychoanalyse auf den Symptomcharakter und die Verdrängungsfunktion jedes Kulturphänomens. Freud setzt auf Kultur, er strebt also nicht nach Befreiung vom Namen des Vaters. Nicht um die Ausprägung einzelner kollektiver, kultureller Kompromißbildung geht es ihm, sondern um die Gewährleistung triebökonomisch angemessener

Verdrängungs-Funktionen der Kultur. Wenn Psychoanalyse nicht Erlösung vom Symptom ist, sondern Versöhnung mit diesem, so gilt analoges auch für die Haltung der Psychoanalyse zur Kultur.

Es gilt sowohl auf die notwendige Stützfunktion kollektiver Identifizierungen hinzuweisen als auch darauf, daß das Bewußtsein eigener Kultur immer schon notwendige Verkennung und Zerrbild einer anderen Wahrheit ist.



Literatur

Adorno, Theodor W.: Über Tradition. In: Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1968, S. 29-41

Adorno, Theodor W.: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1964

Barthes, Roland: Rhetorik des Bildes. In: Schiwy, Günther: Der französische Strukturalismus. Reinbek: Rowohlt 1969, S. 158 - 166 (frz. Original in Ztschr. »Communications«, 1964)

Bausinger, Hermann: Volkskunde. Berlin, Darmstadt, Wien: Deutsche Buch-Gemeinschaft (= Das Wissender Gegenwart. Geisteswissenschaften)

Benjamin, Walter: Ankündigung der Zeitschrift: Angelus Novus (1922), in: Gesammelte Schriften II, 1, S. 241 - , Suhrkamp: Frankfurt 1972 ff.

Bystrina, Ivan: Semiotik der Kultur. Zeichen - Texte - Codes. Tübingen:

Der Untergang der Bildzeitung (SDS-Autorenkollektiv/ Springer-Arbeitskreis der KU); (Berlin: o.J. (1968?))

Elias, Norbert: Notizen zum Lebenslauf. In: Norbert Elias über sich selbst-Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 107-197

Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Frankfurt: Suhrkamp 1969 (2 Bde.)

Freud, Sigmund: (Im Text Seitenangaben teils nach Gesammelte Werke (GW), Frankfurt: Fischer 1969, teils nach der Studienausgabe (StA.), Frankfurt: Fischer 1968 ff.)

(Ders.) (1900a): Die Traumdeutung. GW 2/3; StA 2

(Ders.) (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW 5, S.25; StA 5,

(Ders.)(1907a[1906]): Der Wahn und die Träume in W. Jensens "Gradiva".

(Ders.) (1908[1907]): Der Dichter und das Phantasieren. GW 7, S.211; StA

(Ders.) (1909c): Der Familienroman der Neurotiker. GW 7, S.225; StA 4,

(Ders.) (1909d): Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. GW 7,

(Ders.) (1910a): Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. GW 8, S.1

(Ders.) (1912): Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker [Teil 1]. In: IMAGO Bd.I, Leipzig u. Wien: Hugo

(Ders.) (1912-13): Totem und Tabu, GW 9; StA 9, S.287

(Ders.) (1913j): Das Interesse an der Psychoanalyse. GW 8, S.389

(Ders.) (1914b): Der Moses des Michelangelo (ursprüngl. in Imago 3(1));

(Ders.) (1915b): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. GW 10, S.323; StA 9,

(Ders.) (1916-17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 11; StA 1, S.33

(Ders.) (1926e): Die Frage der Laienanalyse. GW 14, S. 207; StA Erg. Bd. S. 271

(Ders.) (1927c): Die Zukunft einer Illusion GW 14, S. 323; StA 9, S. 135 (Ders.) (1930a [1929]): Das Unbehagen in der Kultur. GW 14, S.419; StA 9, S.191

(Ders.) (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 15; StA 1, S.447

(Ders.) (1935a): Nachschrift zur Selbstdarstellung 1935; GW 16, S. 31

(Ders.) (1936a): Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis (Brief an Romain Rolland). GW 16, 250; StA 4, 283

(Ders.) (1937c) Die endliche und unendliche Analyse. GW 16, S.57; StA Erg., S.351

(Ders.) (1939a [1934-38]): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. GW 16, S.103; StA 9, S.455

(Ders.) (1940a): Abriß der Psychoanalyse. GW 17, S.63; StA Erg., S. 407 (In StA nur Kap. VI, "Die psa. Technik")

Freud, Sigmund - Edoardo Weiss: Briefezurpsychoanalytischen Praxis. Mit den Erinnerungen eines Pioniers der Psychoanalyse. Frankfurt: Fischer 1973

Hobsbawm, Eric: Mass-Producing Traditions: Europe, 1870-1914. In: Hobsbawm, Eric and Terence Ranger: The Invention of Tradition, Cambridge u.a.: Cambridge University Press 1988, S. 263-308

Grimm, J. u. Grimm, W: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.

Franz Kafka. Über das Schreiben. Hrg. v. Erich Heller u. Joachim Beug, Frankfurt/M.: Fischer 1983

Lacan, Jacques: Der Individualmythos des Neurotikers. In: Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse, Heft 5/6, Berlin 1980

Lacan, Jacques (1953): Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse (Bericht auf dem Kongreß in Rom am 26. u. 27. September 1953). In: Schriften I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973, S. 71-169 Lacan, Jacques: Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud. In: Schriften II, Olten u. Freiburgi.Br.: Walter 1975, S. 15-60

Leitner, Hartmann: Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie. Frankfurt/M., New York: Campus 1982 Rank, Otto u. Hanns Sachs: Entwicklung und Ansprüche der Psychoanalyse. In: IMAGO Bd.I, Leipzig u. Wien: Hugo Heller 1912, S.1-16 Reik, Theodor: Dreißig Jahre mit Sigmund Freud. München: Kindler 1976

Anmerkungen

1 Elias 1990, 136

2 Hobsbawm bezeichnet die Zeit von 1870 bis 1914 als die des »Mass-Producing Traditions«: Riten und Embleme etwa der Arbeiterbewegung. Gegenwärtig beobachten wir die massenhafte Abkehr von der areligiösen Jugendweihe, einer jüngeren Tradition, und Rückwendung zu christlichen

3 Wie das Wort »antik« ist auch »modern« im Deutschen erst im 18. Jh. eingeführt worden und zuerst als »neu; neuzeitlich« gebraucht (wie das lat. Adjektiv modernus). Modernus ist abgeleitet von modo »eben, eben erst, gerade eben« (eigentl. »mit Maß, auf ein Maß beschränkt«, dann auch »nur, bloß« usw.) nach dem Vorbild von lat. hodiernus »heutig«. Das Adverb modo ist eigentl. ein erstarrter Ablativ von lat. modus »Maß« (vgl. Modus; Duden Etymologie 1963, 447). Ableitungen: modernisieren »erneuern; modisch zurechtmachen, neuzeitlich herrichten« (18.Jh.; aus frz. moderniser). In diesem Sinn steht das Wort gleichsam im Gegensatz zu antik, das ebenfalls im 18.Jh. in Gebrauch kam (vgl. dort; Duden, 28).

4 aber dennoch seine unangeneh men Seiten haben kann (z.B. die Selbstimages des »Deutschland von heute« gegen den Verdacht, der Schoß, aus dem der Nazismus kroch, könne noch fruchtbar sein).

5 Das fremd Erscheinende ist nicht notwendigerweise etwas objektiv Unbekanntes; es kann auch etwas verdrängtes Allzubekanntes sein (vgl. die Etymologie von »unheimlich«): etwas wird »wieder aktuell«. 6 vgl. Freud(1908[1907]), StA 177f.

7 Freud 1908[1907] StA 174; Hervorh. CDR

8 Freud 1930a[1929], StA 208. Vgl. die »Newersucht«; Grimm, Sp. 2435 9 Das derart verstandene Zeitgemäße ist das Moderne und das Modische Ȉ la mode« ist der jeweils letzte Schrei. Zum Aktualitätscharakter der Mode (»aktuelle Mode«) kommt der Beiklang des Beliebten und Populären (»in Mode gekommen«), Erfolgreichen. Nicht behandelt werden hier die Widerstände gegen das Moderne, wie etwa gegen die »moderne Kunst«. 10 vgl. etwa den entwendeten Brief bei E.A. Poe, den niemand findet, weil er viel zu offensichtlich daliegt, während ihn alle versteckt wähnen.

12 vgl. Foucault 1974

13 Nicht jedes Langzeit-Phänomen oder vermeintliche Relikt stellt auch schon eine Tradition dar. Ein Kleid aus den vierziger Jahren oder ein Jugendstil-Möbel werden zu Traditionsbestandteilen erst, wenn sie dem Subjekt ein Ensemble zeitgenössischer Wertungen und Sollvorstellungen

Deshalb kann das Begriffspaar »Tradition und Modernisierung« nicht auf die Oppositionen walt und neu« oder »früher und heute« reduziert werden.

15 Von daher auch immer wieder die Resultate der Folkloreforscher, daß angeblich strikt regionale Bauern- oder Fischersagen auf die griechische

16 Da Traditionen sich aus Zeichenprozessen konstituieren, kommen höchstwahrscheinlich keine genetischen, außersprachlichen Übermittlungsprozesse in Frage.

17 Das Tötungsverbot führt auch dazu, daß Opferungen, Todesstrafe usw. nur unter ritualisierten Umständen und von bestimmten Personen vorgenommen werden können.

»Einergleichförmigen Ausdrucksweise zuliebe wollen wir die Tatsache, daß ein Trieb nicht befriedigt werden kann, Versagung, die Einrichtung, die diese Versagung festlegt, Verbot, und den Zustand, den das Verbot herbei-

führt, Entbehrung nennen.« (Freud 1927c, GW 331)

18 Bystrina 1989, 86

19 Freud 1933a, GW 72; StA 504

20 Freud 1933a, GW 73-74; StA 505; Hervorh. CDR.

Das Über-Ich vertritt »Tradition und Idealbildungen der Vergangenheit« und leistet selbst Antrieben aus neuen ökonomischen Situationen »eine Zeitlang Widerstand« (1933a; StA 605). Zuseinen Funktionen gehören »die Selbstbeobachtung, das Gewissen und die Idealfunktion«. Es hat »die lange Abhängigkeit des Menschenkindes von seinen Eltern und den Ödipuskomplex, die beide wieder innig miteinander verknüpft sind« zur Voraussetzung (GW 72).

»Im Elterneinfluß wirkt natürlich nicht nur das persönliche Wesen der Eltern, sondern auch der durch sie fortgepflanzte Einfluß von Familien-, Rassen- und Volkstradition sowie die von ihnen vertretenen Anforderungen des jeweiligen sozialen Milieus. Ebenso nimmt das Überich im Laufe der individuellen Entwicklung Beiträge von Seiten späterer Fortsetzer und Ersatzpersonen der Eltern auf, wie Erzieher, öffentliche Vorbilder, in der Gesellschaft verehrte Ideale. Man sieht, daß Es und Überich bei all ihrer fundamentalen Verschiedenheit die eine Übereinstimmungzeigen, daß sie die Einflüsse der Vergangenheit repräsentieren, das Es den ererbten, das Überich im wesentlichen den der von Anderen übernommenen, während das Ich hauptsächlich durch das selbst Erlebte, also Akzidentelle und Aktuelle bestimmt wird.« (Freud 1940a, GW 69; Hervorh. CDR)

21 vgl. Freud 1940a, GW 426

22 Freud 1927c, GW 332; StA 145 23 »Unendlich viele Kulturmenschen, die vor Mord und Inzest zurückschrecken würden, versagen sich nicht die Befriedigung ihrer Habgier, ihrer Aggressionslust, ihrer sexuellen Gelüste, unterlassen es nicht, den Anderen durch Lüge, Betrug, Verleumdung zu schädigen, wenn sie dabei straflos bleiben können, und das war wohl seit vielen kulturellen Zeitaltern ebenso.« (ebda, 333)

24 Freud 1940a, GW 425

25 1930a[1929]), GW 453

26 vgl. Elias

27 Adorno 1964, 318

28 Werbung arbeitet in zwei Schichten mit »Aktualität«, nämlich subjektiv mit dem Hinweis auf ein Objekt der Bedürfnisbefriedigung und des Begehrens. Sie will treue Kunden schaffen und muß deshalb durch immer wieder neue Kaufanreize Gewöhnung verhindern, kulturell mit der Behauptung eines Neuheitswerts, um darzutun, daß sich das Produkt (technologisch, stylistisch usw.) auf der Höhe der Zeit befindet.

29 1930a, StA 249

30 ebda.

31 ebda., StA 243

32 Freud 1909c [1908], StA 223

33 ebda.

34 ebda.

35 ebda., 224

36 ebda.

37 ebda., 226

38 Das Symbolische und das Reale kommen nicht zur Deckung, denn »zumindest in einer sozialen Strukturwie der unsrigen ist der Vater immer irgendwo ein mit seiner Funktion nicht übereinstimmender Vater, ein unzulänglicher Vater, ein gedemütigter Vater Es gibt immer einen äußerst deutlichen Mißklang zwischen dem, was vom Subjekt auf der Ebene des Realen wahrgenommen wird, und der symbolischen Funktion.« (Lacan 1980, 66) Aus dieser Differenz (-der Kastration des Vaters-) resultiert auf der Seite des Subjekts-meist pathogen - das Bestreben, ein so empfundenes Ungenügen, eine Schuld, die der Vater auf sich geladen hatte, wiedergutzumachen. (Das können finanzielle Schulden sein, aber auch wirkliche odervermeintliche Verbrechen, auf die sich z.B. der Topos von der »Schuld unserer Väter« am und im Nationalsozialismus bezieht.

Daß Autobiographien im Alltagsleben wie in der Wissenschaft auf intensivstes Interesse stoßen, führt Hartmann Leitner darauf zurück, daß hochgradige soziale Differenzierung und die Institutionalisierungeines Begriffsvon Individualität das Problem aufgeworfen haben, »wie sich unter solchen Bedingungen Identität subjektiv und sozial stabilisieren läßt« (Leitner, 21). Selbst die Soziologie sei »sich der Menschen, die ihre Objekte sind, nicht mehr sicher und versucht nun, nicht anders als die Individuen selber, über Lebensgeschichten ihre Gewißheit zurückzugewinnen« (ebda., 12).

Ilse Mayer

Leib und Sprache in den psychoanalytischen Schriften der Lou Andreas-Salomé

Auf unserer letzten Arbeitstagung im Mai 89 kamen wir in einer Arbeitsgruppe zum Thema des Symptoms, der Beziehung zwischen Medizin und Psychoanalyse am Rande auf die Notizen der Lou Andreas-Salomé zu sprechen. Verblüfft über deren Darstellung des Verhältnisses von Körperlichem und Seelischem, erstaunt darüber, daß gerade in den Texten einer Autorin, die nicht über die Medizin, sondern die Literatur den Weg zur Psychoanalyse fand, dieses Thema einen gewichtigen Platz einnimmt, habe ich diesen Faden weiterverfolgt und möchte Ihnen in Auszügen darüber berichten. Angesichts der vorgerückten Stunde werde ich versuchen nicht auszuufern, wozu einen sowohl das Thema, als auch die der Salomé eigene Ausdrucksweise leicht verführen könnten, - muß Sie jedoch um Nachsicht bitten, wenn viele Zitate folgen werden, da sich besagter, sehr eigener Stil nur schwer vom Thema trennen läßt, das ebenso heißen könnte: der Leib in der Sprache der Lou Andreas-Salomé.

In ihrer Dankschrift an Freud zu dessen 75.Geburtstag geht es im 3. Kapitel um das Problem des Narzißmus, als psychoanalytischer Auflösung der alten Leib-Seele-Frage, für Lou Andreas-Salomé auch in ihren anderen Veröffentlichungen ein Leib- und Magen-Thema. Es beginnt mit »dem, bis wohin alle Analyse gelangen sollte, um Erneuerung zu veranlassen: jenem Urgrund in uns selber, den Sie "narzißtischen" getauft haben: der letzt erkennbaren Grenze unserer Zuständlichkeit, über die hinaus "unsere grobe Analyse" nicht mehr reicht.Was als "Einführung des Narzißmus" einen so entscheidenden Vorstoß in die psychoanalytische Weiterforschung bedeutete, das ist mir allerdings dauernd vorgekommen wie eine nie genügend ausgebeutete Einsicht: und zwar darum, weil von unseren Autoren meistens das "Narzißtische" unscharf mit "Selbstliebe" umschrieben wird«¹¹a. Denn - diese Selbstliebe sei doch im Gegenteil eigentlich selbst - los, in der Liebe zu sich sei noch unabgehoben der urtümliche Zusammenhang mit allem mitenthalten. »Dieser Nabelstrang«, fährt sie fort, »der unvernichtbar im Hintergrunde unserer bewußten Trieberregungen wirksam bleibe - am unverkennbarsten eingewurzelt unserer Körperlichkeit, unserm eigenen unabtrennlichen "Außen", das wir dennoch selber sind - machte doch den neuen Terminus erst notwendig.«

(Sie setzt übrigens den Begriff des primären Narzißmus gleich mit dem des Freudschen Es, welchen sie als überflüssig erachtet, da er in die Philosophie überleite - »es darum bald so viele Esse wie Philosophen gäbe«.)

Eine nie genügend ausgebeutete Einsicht - in diesem einen Punkt scheint sich Lou Andreas-Salomé, so wenig Gemeinsamkeiten sich sonst feststellen lassen, in die Reihe der ersten Analytikerinnen generation einzuordnen, die, allen voran Melanie Klein, sich ja gerade jenen Nabelstrang und den Vorgang der Abnabelung zum Thema gemacht hatten.

Für Lou Andreas-Salomé ist also der Narzißmus das entscheidende Konzept - immer wieder kommt sie aus den verschiedensten Richtungen darauf zurück - 'das die Eigenständigkeit der Psychoanalyse ausmachte und, wie sie oft betont, deren Ablehnung »Nichts verdeutlicht die Sachlage von Freud aus mehr, als sein Bemühen, dem Ansatz zur psychologischen Forschung bis dahin nachzuge hen, wo das Unbewußte, der Bewußtheit als solches unzugänglich, von dieser im Leibhaften erlebt wird.Wahrscheinlich ist auch dementsprechend die ärgste empörte Verunglimpfung der damit betonten "Sexualität" von dorther entstanden, daß dies uns, außerordentliche Menschlein, zu stark an das erinnerte, wo wir höchst

unordentlich gemeinsam sind mit jeglichem, was als außengegeben unserer bewußten Innerlichkeit gegenübersteht, denn der Leib ist ja gerade das unabweisliche Stück Außentum an uns«².

Bei Freud heißt es kurz und bündig, in seiner Bildersprache: das Ich wäre nicht mehr Herr im eigenen Hause³.

Bei Lou Andreas-Salomé:

- das unabweisliche Stück Außentum an uns,
- mit unserem Ichwesen nicht ohne weiteres identisch,
- davon in Distanz gesetzt, als materiell gesetzt,
- das Körperliche definiert als das, was sich uns seelisch nicht erschließe,
- jenseits der letzt erkennbaren Grenze,
- jenseits dessen, was noch als Zuständlichkeit erhaschbar wäre,das seelische Erleben unserm bewußten Nachprüfen schon in Vorgänge biologischer Natur verborgen, jedoch der Biologie nicht zugänglich -

--statt dessen die Freudsche Narzißmusdefinition, und das hieße prinzipiell: »festhalten am Recht der Psychologie zu ihren eigenen Mitteln und Methoden quand-mème - heißt also, auch da, wo das psychisch gegliederte ihr entwischt, noch ihre eigene Dunkelheit, ihr höchst eigenes X setzen zu dürfen, anstatt überzulaufen in die fremde Klarheit der anderen, "physisch" genannten Seins-seite. Es heißt: Ernst machen mit dem Prinzip, wonach Psychisch und Physisch uns einander "darstellen" (repräsentieren, Tausk), aber einander weder bedingen noch erklären und deshalb auch nicht füreinander eintreten können."

Ein höchst eigenes X - von Lou Andreas-Salomé eindringlich und über viele Seiten, viele Texte in immer neuen Umschreibungen hervorgehoben - und - eine nie genügend ausgebeutete Einsicht: man könnte meinen, sie versuche mit allen ihr zur Verfügung stehenden sprachlichen Ausdrucksmitteln sich jenem Urgrund anzunähern, die Grenze zu verschieben; und wird nachsichtiger, bei der oft mühsamen Lektüre, der Anstrengung, einer mal um viele Ecken holpernden, dann wieder ungestümen Sprachbewegung zu folgen. Der

Widerstand, der sich beim Lesen der Saloméschen Texte einstellt, hat - glaube ich - vor allem damit zu tun, daß ihr Stil sich durch eine eigenwillige, gelegentlich sonderbare Mischung, ein nicht selten verwirrendes, auf jeden Fall aber unbequemes Nebeneinander verschiedenster Sprachen auszeichnet, oft im selben Satz, mit einer großen Unbefangenheit ineinander verschachtelt, in Sätzen wie zum Beispiel: daß »Menschentum nicht in starrgerader Linie zurande laufe, sondern im Bewegungswechsel eines Bruches« ...

Sorglos, wie es scheint, mixt sie lyrische und grob naturalisti. sche, naturwissenschaftliche, philosophische Sprachelemente mil Begriffen aus der Psychoanalyse, ganz und gar alltäglichen, flapsigen, dann wieder höchst pathetischen, schwärmerischen Metaphern zu sammen. Hinzu kommen eigene Wortschöpfungen, manchmal pla stischwie der unter Druck stehende kleine »Ichkeimling«, manchmal komisch, etwa wenn sie vom »bisherigen Partialgetriebe« redet, von der »bemoralisierten Substanzialität der ursprünglichen Libido« Wortspiele wie »zwischen Lust und Ver-lust ... steigert es sich« ... nämlich das ganze Selbst, »Selbstregierungs- und Selbstnegierungs leistungen« desselben - fast fühlt man sich einen Augenblick lang an einen anderen, für eigenwillige Ausdrucksweise berühmten Analyti' ker erinnert, um sogleich wieder über so hölzerne Wortungetüme zu stolpern, meistens Substantivierungen wie: »die moralische Verballhornierung«, da »wirdjeder Lustbezug mit Verbot belegt«, »er selbst gelangte erst zu einer Wesensäußerung ... «. - Aber auch wiedel kabarettreife, aphoristische Äußerungen, etwa: die Neurose (in def Adlerschen Version) sei kaum etwas anderes als ein ungünstigerei Ablauf der Krankheit Psyche.

Es scheint, als ziehe Lou Andreas-Salomé alle Register, manchmal virtuos, manchmal unbeholfen, zumeist jedoch wortgewaltig, als wäre ihr jedes Mittel recht, sich jenem Unsagbaren anzunähern.

Das Körperliche also als das nicht sagbare, das nicht mehr sagbare, ein X.

Ein weiteres Charakteristikum: - unsere Körperlichkeit als unser eigenes unabtrennliches Stück »Außen«, das wir dennoch selber sind - als Bedingung des Narzißmus. Sie hält damit den Unterschied zwischen Autoerotismus und (primärem) Narzißmus fest: im ersten Fall das noch unabgelöste Aufgehen in der Umgebung, im zweiten die Bedingung des Außen, das wir dennoch selber sind: und da setzt sie den Körper ein. Bei Freud heißt es - im Narzißmusaufsatz - lapidar: »....Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich, es muß also irgendetwas zum Autoerotismus hinzukommen,eine neue psychische Aktion, um den Narzißmus zu gestalten«⁵.

Doch bleiben wir zunächst noch beim Leiblichen als Außen, als Schnittfläche zwischen den Objekten, das heißt einmal Oberfläche, Grenze zum anderen, dann aber auch Kontaktfläche: »Das Leibliche als das Trennende von Ding zu Ding, von Person zu Person, zugleich die Innenvorgänge und die des Außen durchaus und allein Einigende: ist unser eigener Leib ja doch nichts als unser nächstbenachbartestes Stück Außerhalb.....Dieser Umstand stellt unsere Leiblichkeit so genau in den Mittelpunkt allen Liebesgetriebes zwischen den Objekten, mitten auf die Triebbrücke, die von unserer Isolierung durch den leibpersonalen Umriß hinüberführt zum Allverwandtsein durch die Leiblichkeit....«12.

Der narzißtische Kern in allen Objektbeziehungen als die Leiblichkeit, im Liebesgetriebe auf die Triebbrücke plaziert, eine Brücke zwischen der Isolierung im Leib und dem Allverwandtsein durch die Leiblichkeit...

An anderer Stelle, wo sie von ihrer praktischen, analytischen Arbeit spricht, klingt das so: »Definition des Gesundbleibens könnte nicht besser umschrieben werden als im "Natur ist weder Kern noch Schale", oder: "was ist innen, was ist außen" - nur daß Vollkommenheit des Intaktbleibens lediglich in theoretischen Konstruktionen existiert, und wir wahrlich nicht erst als Neurotiker herumlaufen müssen, um zwischen Verschalung und Entkernung zu geraten, zwischen die Gefahr der Absperrung von Außen oder des Hinausfallens in's Leere....«^{1b}.

Die Gefahr der Entkernung führt nun zu einem dritten Charakteristikum dieser Grenze, jenseits derer sich Leiblichkeit aufhielte: und zwar die Leibfeindlichkeit. Sie erwachse in jedem infolge dieses Widerspruchs der Urtendenzen zur eigenen Ichentwicklung, die ja, in ihrer Personalbegrenzung, ebenfalls was auf sich hielte, also viel dagegen habe, überrannt zu werden und sich einigend aufzugeben..., - auch ohne jede »ethisch« gerichtete Erklärung sei solch hemmendes Prinzip in unsere Struktur eingebaut... - als Festung gegen Überranntwerden. Und da folgt eine Kaskade von Begriffen - nur einige der vielen Taufnamen des darunter Befürchteten, sagt sie bescheiden, - die sich alle weit mehr jener so schwef übersetzbaren jouissance annähern als das uns inzwischen mehr oder weniger geläufige Genießen.

Dieses doppeldeutige Verhalten zum Leiblichen entspreche der von Bleuler eingeführten Ambivalenz, bezeichnend dafür die Tatsache, daß unsere frühen Sexualphasen in Gegensatzpaaren her vorträten, zugleich eine aktive und eine passive Komponente aufwie sen. In Saloméscher Prosa folgendermaßen: man könne finden, nichts sei einleuchtender als diese Auffächerung, Auffaltung des Urdrangs ins leiblich Einzelne....Man meinte zu sehen, wie uranfäng lich die gesamte Hautdecke sich sehnsüchtig strecke nach der abgerissenen Fortsetzung vom Mutterinnern,...orale Wollust schlürfe mit der Muttermilch noch sich selbst - einen Augenblick noch wahrhaft autoerotisch, bis mit dem Durchbruch des Zahnens schon aggressive re Bemächtigung des » Andern« dahinter vorhanden ahnte - "Leibhaft und Seelenhaft bestünden noch so ineinandergesammelt, weil mit dem noch geringen Von-sich-selbst-Wissen des Menschen auch dasjenige noch fehlte, was später die »zwei Seelen in seiner Brust" entzweite - die Verpönung. Damit kommt sie auf den analen Entäu Berungstrieb, als ungeheuer wichtigen, positiv gefaßt, für unsere geistige Einstellung zur Welt: das Kleinkind erfahre seine Ausscheidungen zugleich als einen Teil Draußen, als Fremdobjekte, die entfernt, verworfen würden und doch auch noch als sich selbst, als seinen Eigenteil, den es behalten möchte -- wieder spricht sie von der Überbrückung von Innen und Außen (gerade an deren Unterscheidung) -- und eben dies sei ja der Auftakt zu unserm lebenslänglichen geistigen Tun

In einem anderen Text - »Anal und Sexual« -,den sie 1916 in der Imago veröffentlicht hat, führt sie diesen Gedanken weiter aus:

Es existierten also zunächst die Triebregungen noch unabgegrenzt gegen die Umwelt, und nun richtete sich nicht bloß eine enttäuschende Grenze von der Außenwelt her gegen das neugeborene, soeben noch allverbundene Wesen auf - nämlich in der oralen Phase -, sondern es würde veranlaßt, eine eigentümliche Tat zu tun: eine Tat wider sich selbst, eine Grenzsetzung innerhalb des eigenen Antriebs - in der Beherrschung seines Analdrangs gleichsam die erste echte »Verdrängung« an sich zu vollziehen.

»...es geschieht das Interessante, daß der kleine Ichkeimling sich gleich anfangs unter einen ihn hochtreibenden Druck von "Askese" äußert, daß sie es ist, die sein beginnendes Wachstum am unverwechselbarsten unterscheidet von den ihn umwuchernden Triebreizen als solchen. Denn erst in diesem Zurückgeworfensein auf sich selbst, in dieser primitivsten Ich-übung am zu beherrschenden Triebreiz, wird das an ihm Erlebte - sowohl Zurückhaltung wie Abgabe - um eine Spur näher dem Bewußten, Persönlichen gerückt«⁶

So könnte man sagen, meint sie, wolle man derartige, beihahe rein biologisch ablaufende Vorgänge bereits mit den stattlichen Namen aus der Psychologie belegen. So könnte man sagen, - doch ist das nicht alles, diese eigentümliche Tat, die erste echte »Verdrängung«, zu begeifen.

An dieser Stelle führt sie ein weiteres, viertes - Moment ein: die Lust, durch die das kleine Ich sich allerfrühest Herr der Situation zeige, die mit einer Unterdrückung begann.

Indem, zum triebnegierenden Zwang von außen her, die Anallust das positive Moment heranbringe, schließe sich das Menschenkind mit seinem kritisierten Körperleben wieder als identisch zusammen: in der Anallust wäre das Ich wieder triebgemäß, der Trieb aber ichgemäßer, bewußtseinshafter geworden als in seinem

unwillkürlichen Ablauf, - die Lust an ihm zu einem Spannungsresultat. So sehe das menschliche Ich sich hineingestellt in die es ursprünglich umkämpfenden Gegensätze von Außenhemmungen und Innendrängen..., habe die Einheit auszudrücken von Verlangen und Verzicht.

Die Grenzen werden also einmal von außen errichtet - die Versagung in der oralen Sphäre -, einmal von innen -, die erste »Verdrängung«, diese primitivste Ich-Übung am zu beherrschenden Triebreiz. Es entstände die Isolierung des leibpersonalen Umrisses bei Freud heißt es: »das Ich ist vor allem ein körperliches«7-, die Außenwelt würde als solche konstituiert, die Einheit aufgebrochen, die Individuation ermöglicht. Nur durch die dabei entstandene Fremdheit würde die Welt als gegenüber unserm Gefühle objektiv. Wichtiges Moment dabei die Lust, zunächst ganz auf der körperlichen Seite - als autoerotische Freude an der eigenen Leiblichkeit und im selben Satz - als Spannungsresultat: dies als Folge des Zusammenschließens des Menschenkindes mit seinem kritisierten Körperleben als identisch. D.h., am Trieb hat sich etwas geändert, anders als in seinem »unwillkürlichen Ablauf « - sie schreibt, er wurde »ich-gemäßer« - kommt zum Innendrängen die Außenhemmung, entstehe die Spannung von Verlangen und Verzicht, von Sein und Soll, und, geht es weiter, die im späteren Verlauf gegensatzvollstevon »Leib« und »Geist«. Der Körper wäre zum nächstbenachbarten Stück Außenwelt geworden - und - es hat sich etwas am Trieb geändert. Soweit die anfangs behauptete Nähe zu Melanie Klein und Anna Freud. Doch nun kommt eine interessante Wende:

Was die rein körperliche Seite angeht, wäre das Erziehungs werkinnerhalb der analen Sphäre bald erledigt, stellt sie fest, um abet zu betonen, daß sie deshalb im übertragenen Sinn dauernd bedeutugsvoll bliebe, und kommt in diesem Zusammenhang - fünstes Merkmal jener Grenze - auf den symbolisierenden Charakter zu sprechen, in den das Gebiet des Analen sich um so restloser hineingedeutet sehe, je erledigter es praktisch für unsere Erziehung sei. Dieser, - der symbolisierende Charakter - , müsse natürlich - unger

achtet seiner repräsentativen Schwärze - es als Triebgebiet ganz gründlich verharmlosen.

Ein verharmlosender symbolisierender Charakter, von repräsentativer Schwärze -- eingeführt im Abschnitt zuvor als eine »Umakzentuierungvom Menschen auf das Ding«, im Abschnitt über jenen übertragenen Sinn. Sie beschreibt dort als wiederum charakteristisch, daß die anale Sphäre überaus früh - schon auf ihrer fast rein physiologischen Basis - 1. sich seelisch betont zeige, und 2. als charakteristisch die ganz eigentümliche Lage, in die unsere spätere Beurteilung sie rücke:

»...einerseits mehr und mehr den vitalen Prozessen zugeschoben, den moralisch nicht einbezogenen, den von Lob und Tadel nicht ansechtbaren, andrerseits dennoch weiterbehaftet mit Scham und Ekelreaktionen, die ihre eigene Schärfe noch beziehen aus dem gar nicht mehr mitgemeinten seelischen Vorgangvon dereinstmals - dem der verpönten und verflossenen Anallust. Obgleich nur noch körperlich abgeschätzt, läßt man sie trotzdem unter diesem seelischen Bann: und zwar deshalb, weil hier - und in der ganzen Welt der Beziehungen ausschließlich nur hier - das Ekelerregende, das Schamweckende, über die Handlung des Täters hinwegverlegt ist auf den Stoff, auf das Objekt als solches.....

Aus dieser einzigartigen Sachlage, dieser Kreuzung zweier Urteilssorten, dieser Umakzentuierung vom Menschen auf das Ding entsteht jener interessante Bastard, jenes wunderliche, über sich selbst gleichsam verlegene Stück Verachtung, das dem ganzen Umkreis des Analen gilt: eine Verachtung, der gewissermaßen ihr moralisches Unterpfand unterwegs abhanden gekommen ist, und die trotzdem umwittert bleibt von mehr als bloß sachlich orientiertem Mißfallen oder rein konventionell übernommener Verleugnung. Denn ihr Gegenstand ist, in seiner Gesamtheit, ein für alle Mal zum Repräsentanten geworden des zu Verwerfenden schlechthin,ein Doppeltes: eine Wirklichkeit und ein Symbol»⁶.

Es hat sich also etwas am Trieb geändert, - er wird verharmlost, übertüncht von repräsentativer Schwärze, durch die Einführung des Symbols - definiert als eine Übertragung vom Menschen auf das Ding, das Objekt (als solches) - und dieses wäre zum Repräsentanteⁿ geworden, ein für allemal, ein Doppeltes.

In »Mein Dank an Freud« kommt sie aus einer anderen Richtung auf die Frage der Symbolisierung zurück - im Kapitel über die Religion. Es geht wieder um jene Doppelerlebnisse, die wir vom Geschlechtlichen her kennten, wo leibliche und seelische Bewegung zusammenträfen -- hier im Zusammenhang mit der Verbindung zwischen Religion als scheinbar geistigem Phänomen und Geschlechtlichkeit, der Gottesvorstellung als erotischer Produktion. Also, wo leibliche und seelische Bewegung zusammentreffen:

»Faktisch treten wir aus dem Zusammenhang des einen mit dem andern nie heraus und wir "wissen" deshalb davon neben all unsern bewußten Unterscheidungen. Das treuherzige Füreinanderstehen, das noch miteinender für Identisch-genommen-werden, wie es der Kreatur, dem Kinde, dem Beginn des Menschengeschlechts einen langen Augenblick zu eigen ist, macht das Wort von Novalis wahr: der erste Mensch sei der erste Geisterseher gewesen, nämlich ein Wesen tapferen Unglaubens an die bloße Unterschiedlichkeit des Außen....

Erst allmählich reißt die geschärfte Bewußtheit das in zwei Stücke: Identifizierung tritt zurück hinter den Notbehelf des Symbols ("Symbol" im Sinne unserer psychoanalytischen Auffassung, für die es bedeutet: eine Erinnerung präsentativ zu machen durch ein Nebenstück, worin ihre Bedeutsamkeit durchzuschimmern sucht) «16.

Das Symbol als Notbehelf -- beinhaltet das nicht einen Mangel? Das Symbol tritt an die Stelle der Identifikation -- könnte man nicht sagen: an die Stelle, oder eher, neben das Imaginäre --, Repräsentant einer in Verdrängnis geratenen Erinnerung, dies je doch nur in einem Nebenstück, worin ihre Bedeutsamkeit durchzuschimmern suchte --: wäre es zu gewagt, aus der Distanz, aus heutiger Sicht, Symbol als Signifikant zu lesen, - das gespaltene Subjekt hier skizziert zusehen, die Sprache eingeführt an jener Nahtstelle, der Lou Andreas-Salomé so wortreich über viele Seiten entgegensteuerte, entgegenschlingerte, von der Freud annahm: es müsse irgendetwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion,

(um den Narzißmus zu gestalten).2

Auffallend dabei, daß diese fünfte Charakteristik jener Grenze unserer Zuständlichkeit sich so ganz nebenbei in einer Klammer eingefügt findet, auch ein Nebenstück. Eine nie genügend ausgebeutete Einsicht -- in jenen beiläufigen Bemerkungen einen Moment lang auf den Punkt gebracht, präsentativ gemacht, - ein erwähnenswertes Nebenstück, wie ich finde, eine sehr lesenswerte Erinnerung aus psychoanalytischer Vorzeit.



Anmerkungen

- 1 Lou Andreas-Salomé: »Mein Dank an Freud«, 1931. Internationaler Psychoanalytischer Verlag Wien.
- a) S.18 ff.
- b) S 48
- c) S.66f.
- 2 L. Andreas-Salomé: »Lebensrückblick«. Aus dem Nachlaß. Insel-Verlag. 1968. S.154.
- 3 S.Freud: »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«. 1917. S.Fischer. (GW XII, S.11)
- 4 L.Andreas-Salomé: »In der Schule bei Freud«. Aus dem Nachlaß. Ullstein-Materialien 1983. S.115. (s.a.S.41)..
- 5 S.Freud: »Zur Einführung des Narzißmus«. 1914. S.Fischer. (St.A. III/S.44, GW X/S.142)
- 6 L.Andreas-Salomé: »Anal und Sexual«. 1916. Imago. S.250ff.
- 7 S.Freud: »Das Ich und das Es«. 1923. S.Fischer.
- (St.A. III/S.294, GW XIII, S.253).



Das Freudsche Unheimliche der Fremde

Meine Damen und Herren,

Die Kultur ist ohne den Begriff der Fremde nicht zu denken. Die Fremde fängt immer da an, wo innerhalb einer Kultur Grenzen ihres Hoheitsgebiets erfahren werden. Daher ist in dem Begriff der Fremde seit jeher eine Herausforderung gegeben. Einerseits lädt er Zur Grenzüberschreitung ein, zur Eroberung und Erforschung des Unbekannten mit dem Ziel, die Grenzen weiter nach vorn zu schieben, mehr und Neues ins Eigene aufzunehmen oder es sich anzuver-Wandeln. Die Fremde stellt also den Kulturen das notwendige Feld für den Expansionsdrang und die Entdeckerlust ihrer Angehörigen. Sie lockt und ruft, übt Anziehung aus, verführt zu Bewegung und Übergriff, zum Verlassen des Vertrauten und Ungenügen am Eigenen und Bekannten. Andererseits stößt die Fremde ab, scheint sie eine Bedrohung, eine Gefahr darzustellen. Der Begriff ruft zur Verteidigung und zur Abwehr auf; er hat in tabuisierender Funktion zur Sicherung des Zugelassenen und Bestehenden innerhalb einer Kultur beizutragen, soll abdecken, was nicht aufgenommen werden soll und daher, zur Vermeidung von Störungen und zur Erhaltung der Ordnung als nicht dazugehörig abgewiesen und ausgegrenzt wird, nicht dazugehören kann oder darf (»Eine deutsche Frau schminkt sich nicht«, hat es ja zum Beispiel einmal geheißen, und bei diesem



Satz kann es heute demselben Menschen übel werden, der die unaufhaltsame Amerikanisierung unserer Techno- und Ketchup. Sprache und -Sitten bedauert). So machen sich gleichermaßen progressive wie konservative, aggressive - d.h. erobernde wie abwehrende - und passive - d.h. empfangende wie sich verschließende - Tendenzen der Kultur an der Fremde fest.

Diese Zweiheit der Ausrichtung in der Haltung gegenüber der Fremde ist bereits etymologisch eingeschrieben, das Wort kommt von ahd. framadi (fremd), einer Ableitung von fram, das als ein schönes Beispiel in dem Freud-Aufsatzüber den »Gegensinn der Urworte« hätte figurieren können, da es sowohl die Bewegung "vor wärts, nach vorn« als auch »weg von« (siehe englisch »from«) zeichnet; »fremd« ist übrigens verwandt mit »fromm«, was erst einmal »förderlich« bedeutete (erhalten im Ausdruck »zu Nutzen und Frommen«), und interessanterweise auch mit »früh«, ebenfalls eine Ableitung aus dem idg. *pro »vor, vorn, vorwärts«. Die Kultur braucht also die Fremde oder das Fremde zur Fortbewegung und zum Fortbestehen, um vorwärtszukommen oder sich auf sich selbst zurückziehen und besinnen zu können, sich zu erweitern oder die eigenen Konturen klarer zu umreißen, auf andere überzugreifen oder sich von anderen abzusondern, sich nach außen wie nach innen hin durchzusetzen; die Fremde »frommt« ihr, ob sie nun als das zu Meidende oder als das zu Erobernde gilt oder einfach als das, was man nicht selbst ist. So läßt sich »fromm« mit Fremde ohne Schwierigkeit zusammendenken, die Sprachentwicklung ist unmittelbal nachvollziehbar. Und führt man, angeregt durch die gemeinsame Wurzel von »fremd« und »früh«, eine zeitliche Dimension in die Kulturperspektive auf die Fremde ein, so bietet sich aus kultureller Sicht in geradezu banal logischem Schluß die Vermutung an, daß die Fremde eben das sein muß, was vor der Aufnahme in die Ordnung einer Kultur liegt, von der Kultur her betrachtet daher das Frühere.

Dabei drängt sich auf, wie höchst instabil der Begriff »fremde bekanntlich ist. Von dem Augenblick an, wo man sich mit der Fremde befaßt, in sie einzudringen sucht, neigt sie dazu, ihr wesenseigenes Fremdsein zu verlieren und bekannt, mit der Zeit gar vertraut zu

werden. Und selbst da, wo das Phänomen zur Bezeichnung dessen dient, mit dem man nichts zu tun haben, von dem man nichts wissen will, wo es unabänderlichen, dauerhaften Zuständen zugeschrieben werden soll, sind unversehens solche von der Aussagelogik her betrachtet erstaunlichen Sätze möglich wie zum Beispiel: »Euch Fremde kenn' ich!« (Das kann man beliebig durch nähere Bezeichnungen ergänzen, wie: »Euch Türken kenn' ich!« oder »Euch Lacanianer kenn' ich!«.)

Und hier angelangt, erweisen sich diese einleitenden Überlegungen über die Fremde, diese besonnte Besinnung, der die so beruhigend wie trügerisch durchsichtige Konstruktion und Abstraktion des Glashauses »Kultur« den Rahmen geben durfte, auch schon als recht unbefriedigend in ihren unverbindlichen Einsichten, als Gedanken aus »Treibhauskultur« sozusagen; angesichts der Möglichkeit eines solchen, ja durchaus üblichen Satzes wird es nämlich ernst, da geht es um Verwachsungen, um Einschlüsse, die diesen Einsichten nicht zugänglich sind. Denn die Möglichkeit solcher Sätze, die Möglichkeit der überzeugten, selbstgewissen Behauptung, daß man mit dem Unbekannten gerade deswegen nichts zu schaffen habe, weilman es kenne, daß man das Fremde gerade deshalb abweist, weil es einem nicht fremd ist, zersetzt den schönen Ort jenseits einer Grenze, der bis jetzt der Fremde zugewiesen wurde. Plötzlich bekommt die eben beschworene Verwandschaft von »fremd« mit »früh« eine andere Wertigkeit. Es ist der Punkt, wo die Psychoanalyse ansetzt, wo die Beschäftigungmit der Kultur auf die Psychoanalyse stoßen muß. Das Fremde, das ich ablehne, weil ich es schon kenne, muß zu tun haben mit jener - ich zitiere Freud - »Art des Schreckhafter ten, welche auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht«.¹ Die Möglichkeit, das tatsächliche Vorkommen solcher eigentlich unmöglicher Sätze gehört in den Bereich des Unheimlichen innerhalb und zwischen den Kulturen, in den Bereich, der Freud interessiert hat, als er sich von dem Phänomen des Unheimlichen zu einer eingehenden Untersuchung herausgefordert sah. »Cette étrangeté qui m'est familiale«: diese Fremdheit, die mir vertraut ist, übersetzt Lacan den Begriff bei Freud.

Und hier hat sich angesichts dieser Denkschwierigkeit auch die klassische Situation ergeben, in der die Beschäftigung mit der Kultur ihre eigentlichen Gewährsleute, nämlich die Dichter und Künstler, zu Hilfe rufen muß, wie wir es auf dieser Tagung ja noch mehrmals tun werden, eingedenk der Freudschen Überzeugung, aut die C.Rath gestern in seinem Einleitungsvortrag hingewiesen hat, daß bei den Künstlern schon seit jeher ein anderes (unbewußtes) Wissen erscheint, in dem Verdrängtes deutlicher zur Sprache kommt als anderswo. Daher soll jetzt zunächst einer der unerschrockensten Nahkämpfer mit dem Unheimlichen, das sich in der Sprache vollzieht, angeführt werden, ich meine Karl Valentin. Er ist in einem interessanten Dialog über »Die Fremden«2 (es handelt sich um eine Unterrichtstunde mit Valentin als Schüler und natürlich Liesl Karlstadt als Lehrer) mit gewohnter Zähigkeit und nicht zu beugendem Mut der Sache nachgegangen, »Dem Einheimischen sind eigentlich die fremdesten Fremden nicht fremd. Der Einheimische kennt zwa1 den Fremden nicht, kennt aber am ersten Blick, daß es sich um einen Fremden handelt«, beobachtet auch er, nachdem die ersten Gewißheiten wie, daß sich »fremd« auf »Hemd« reimt und daß die Fremden aus »frem« und »den« bestehen, statuiert sind und zu der Frage geführt haben: »- und was ist ein Fremder?« Valentins prompte Antwort auch auf diese Frage, also »Fleisch, Gemüse. Obst, Mehlspeisen und so weiter «befriedigt nämlich den Lehrer nicht, er wollte doch hören, wie ein Fremder ist, und da wird es schwierig, denn jeder Definition stellt sich eben, weiß Valentin, die wesentliche Einschrän kung entgegen, daß ein Fremder nicht immer ein Fremder ist. Ja, diese Einschränkung ist notwendige Bedingung, recht eigentlich die Definition selbst. Valentins Aussage über das Thema lautet also. »Fremdist der Fremde nur in der Fremde«, Und warum? »Weiljede1 Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist, und zwar so lange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt, dann ist er kein Fremder mehr. « Und letzten Endes kann sich laut Valentin die Sache noch wie folgt komplizieren: »Wenn ein Fremder einen Bekannten hat, so kann ihm dieser Bekannte zuerst fremd gewesen sein, aber durch das gegenseit tige Bekanntwerden sind sich die beiden nicht mehr fremd. Wenn aber die zwei mitsammen in eine fremde Stadt reisen, so sind diese beiden Bekannten jetzt in der fremden Stadt wieder Fremde geworden. Die beiden sind also - das ist zwar paradox - fremde Bekannte zueinander geworden. Jeder, der einmal mit einem Bekannten, also mit jemandem, den er zu kennen glaubte, auf Reisen gegangen ist, wird diese Valentinsche Feststellung aus seiner Erfahrung bestätigen können. Die Fremde macht das Bekannte sofremd, daß man es noch einmal kennenlernen muß. Es braucht die Fremde, wenn man etwas, mit dem man sich für vertraut hält, näher betrachten will. Es ist ein Verlassen der Grenzen des Vertrauten nötig, um die Gefühlsqualität der Fremdheit wieder zu spüren, die erst einen Übergang zur kognitiven Aneignung möglich macht. Nicht umsonst heißt eine bewährte Methode des Erkennens und der Darstellung Verfremdung.

Ich lade Sie nun ein, des Valentinschen Unterrichts eingedenk mit dem uns allen durch eifrigen Leseumgang bekannten Autor über das Unheimliche in eine fremde Stadt zu reisen. Sigmund Freud in der Fremde, ganz valtentinsch wörtlich genommen. Durchaus nicht mit dem Versprechen auf Neues, einfach um herauszufinden, wie unser Umgang mit Sigmund Freud in der Fremde, als zueinander fremd gewordene Bekannte, sich gestaltet. Im Arbeitsfeld Cette étrangeté qui m'est familiale - unheimlich, in dem es ja um die Untersuchung des Phänomens geht, daß wir hier in den deutschsprechenden Ländern mit der Freudschen Psychoanalyse Befaßten es dank Lacan mit einem in die Fremde, in den fremden Kultur- und Sprachbereich Frankreich exportierten und dort wiederentdeckten, wiedergelesenen, aus der Fremde zu uns zurückkehrenden Freud zu tun haben, in diesem Arbeitsfeld also hat uns C.D.Rath eine Briefstelle auf den Tisch gelegt, von der ich im folgenden handeln möchte:

1886 schreibt der junge Wissenschaftler Sigmund Freud, der zum Zwecke der »Fortbildung«, wie es heute heißen würde, zu einem Studienaufenthalt in das ihm fremde Paris gekommen war, an seine Braut M artha Bernays: »Ich habe den vollen Eindruck von Paris und könnte sehr poetisch werden, es mit einer riesigen geputzten Sphinx, Welche alle Fremden frißt, die ihre Rätsel nicht lösen können, vergleichen. Aber das verspare ich mir für mündliche Ergießungen

auf. Nur soviel, die Stadt und die Menschen sind mir unheimlich, die Leute scheinen mir von ganz anderer Art als wir, ich glaube sie alle von tausend Dämonen besessen und höre, wie sie anstatt 'Monsieur' und 'Voilà l'Echo de Paris' schreien 'A la lanterne' und 'A bas dieser drängen sich ebenso - Frauen und Männer - um alle Nuditäten wie um Straßen, welche einen neuen Roman in dem Oder jenem Journal ist das Volk der psychischen Epidemien, der historischen Massenverändert.«³

Zum ersten Mal taucht, meines Wissens, hier in einem uns Verein mit dem Begriff des Unheimlichen. Und das wohlgemerkt vor der Erfindung der Psychoanalyse in einem Und das wohlgemerkt vor

der Erfindung der Psychoanalyse, in einem Bericht aus der Fremde Und hat es nicht auch beinahe etwas Unheimliches, daß maß diesen ganz frühen Bericht aus Paris, aus der rätselhaften Fremde, fast wie einen Themenkatalog der zukünstigen Arbeiten Freuds lesen kann? Die Ödipussage, das Unheimliche, das Phänomen der Fehller stung des »Sich-Verhörens«, das Phänomen der Masse, die Triebhaf

des Interconnent der Masse, die Triebhaf tigkeit des Interesses an Nuditäten und Leichen. Das alles unter dem Begriff des Rätsels. Die Fremde, die fremde Stadt und die Menschen, Freud unheimlich, weil sie ihm Rätsel aufgeben. Paris gibt ihm ein Rätsel auf veroleicht. Rätsel auf, vergleichbar einer riesigen, geputzten Sphinx, die ihn, den Den Fremden, verschlingen wird, wenn er das Rätsel nicht löst. Den Vorsatz, sich die Ausschmückung dieses poetischen Vergleichs
wird, wenn er das Rätsel nicht 1051.

»mündlichen Froießungen dieses poetischen Vergleichs »mündlichen Ergießungen« bei der Braut aufzusparen, wollen wil zur Kenntnis nehmen und den Mantel der Diskretion darüber dek ken. Nur soviel dazu: es wird mit dem Rätsel der Sphinx eine andere Art, sich der Braut mit 2012: Art, sich der Braut mitzuteilen, evoziert, während dafür in der schrift-lichen Botschaft die Mitzuteilen, evoziert, während dafür in der schriftlichen Botschaft die Nennung und Beschreibung der durch die Fremde induzierten Gefühlsqualität des Unheimlichen einzutreten Hief hat. Der Verweis darauf, an dieser Stelle, ist nicht unwichtig. Hief klingt, in der Umschreibung des »Poetisch Werdens«, das Thema der Sexualität an, der auch der Briefschreiber unterliegt. Der »poetische« Umgang mit dem Rätsel wird erwähnt auf dem Hintergrund der Sehnsucht nach dem »Mündlichen« in Gegenwart der Geliebten.

Wie beschreibt Freud nun aber das Unheimliche, das ihm die Fremde, die fremde Stadt, die fremde Sprache, darstellen? Er führt das Unbekannte, das Unverständliche zurück auf Dinge, die er kennt. Er hört zum Beispiel etwas zunächst Nichtverstandenes, den Ruf »Voilà l'Echo de Paris«, und er versteht dafür den blutrünstigen Schrei, von dem er als Mensch mit höherer Schulbildung weiß, daß er einst in den Straßen von Paris erklungen ist. Die Menschen scheinen ihm von Dämonen besessen, also von etwas Unverständlichem regiert, aber gleich darauf benennt er dies als die Gier nach Obszönem, nach Nuditäten, nach Neuem, als die Sucht nach Romanen und kruder Unterhaltung (schließlich hatte das leichtlebige Paris der Belle Epoque seinen weltweiten Rufloser Sitten). Und erschließt die Beschreibung mit der apodiktischen Feststellung eines Beobachters, der vor Ort in Augenschein nehmen konnte, daß, was er durch Vorherige Kenntnis wußte, tatsächlich wahr ist: »Es ist das Volk der psychischen Epidemien, der historischen Massenkonvulsionen und hat sich seit Victor Hugos Notre-Dame nicht verändert.«

Gibt diese Briefstelle also damit die Evozierung des Rätsels und gleichzeitig seine Lösung? So einfach liegen die Dinge nicht, sie Verknoten sich ja genau an dem Punkt, wo die Lösung selbst das Rätsel ausmacht, Teil des Rätsels ist, wo Freud in der Fehlleistung des Sich-Verhörens versteht, was er vorher wußte und was dann als historisch fundierte Erklärung der beobachteten Phänomene herhalten muß. »Das Echo von Paris« klingt in den Ohren des Fremden als Widerhall der ihm bekannten Geschichte der fremden Stadt, das ist das Rätsel dieser riesigen, geputzten Shinx, das er lösen muß, wenn es ihn nicht verschlingen soll. Und nur ganz kurzhier der Hinweis auf Freuds Hauptgrund für seinen Parisaufenthalt: das Studium der hysterischen Phänome, wie sie sich unter Charcots Ägide in der Salpétrière darboten, als reproduzierbare Anfälle, genau nach den Beschreibungen, die durch Charcots Veröffentlichungen bekannt

waren. Auch hier das Rätsel eines Widerhalls, eines Echos, das sich nicht mit dem Passe-partout-Wort der Suggestibilität abspeisen ließ.

Konsequent zu dem, was sich in dieser frühen Briefstelle andeutet, hat Freud in seinen späteren Arbeiten die Perspektive vom Faszinationsfluchtpunkt des Rätsels auf die seelische Verfassung des Rätsellösers verschoben, er scheint bei der Einführung des Ödipusmythos im V.Kapitel der *Traumdeutung* die Sphinx nur noch am Rande zu erwähnen:

»Auf dem Wege von seiner vermeintlichen Heimat weg trifft er mit König Laios zusammen und erschlägtihn in rasch entbranntem Streit. Dann kommt er vor Theben, wo er die Rätsel der den Weg versperrenden Sphinx löst und zum Dank dafür von den Thebanern zum König gewählt und mit Jokastes Hand beschenkt wird.« Und nach der Erläuterung des Ödipusschicksals heißt es dann: »Während der Dichter in jener Untersuchung die Schuld des Ödipus ans Licht bringt, nötigt er uns zur Erkenntnis unseres eigenen Innern, in dem jene Impulse, wenn auch unterdrückt, noch immer vorhanden sind. Die Gegenüberstellung, mit der uns der Chor verläßt,

'...sehet, das ist Ödipus,
der entwirrt die hohen Rätsel und der erste war an Macht,
dessen Glück die Bürger alle priesen und beneideten;
Seht, in welches Mißgeschickes graue Wogen er versank!'
diese Mahnung trifft uns selbst und unseren Stolz, die wir seit
den Kinderjahren so weise und mächtig geworden sind in unserer
Schätzung. Wie Ödipus leben wir in Unwissenheit der die Moral
beleidigenden Wünsche, welche die Natur uns aufgenötigt hat, und
nach deren Enthüllung möchten wir wohl alle den Blick abwenden
von den Szenen unserer Kindheit.«5

Der kindliche Stolz auf die Lösung von Rätseln ist Freud selbst bekanntlich durchaus nicht fremd. Die Selbstironie, mit der er sich vor Fließ brüstet, negiert seinen Triumphschrei keineswegs, als er sich die Gedenktafel am Haus der Sommerfrische in Bellevue ausmalt: »Hier enthüllte sich am 24. Juli 1895 dem Dr. Sigmund Freud das Geheimnis des Traumes«. Und als Motto für die Traumdeutunß schwebt ihm schließlich kein schlichterer Satz vor als das »Acheronta

movebo«. Das heißt also, daß Freud sich durchaus mit der Ödipusgestalt indentifiziert, und - wie wir aus dieser Briefstelle ersehen können schon sehr früh, schon als er sich aufmacht, um sich mit dem Rätsel, das die Hysterikerin der Medizin aufgibt, zu konfrontieren.

Es soll jetzt kein Ausflug in die Mythologie unternommen Werden, das würde zu weit führen und ist auch hier in diesem Zusammenhang nicht meine Sache. Ich will mich auf die Erzählung der Ödipussage beschränken, die Freud uns gibt. Ein Kind, dem ich sie zu gegebenem Anlaß in ähnlicher Verkürzung berichtete, hat darin zur Bedeutung der Sphinx eine mir einleuchtende Erklärung gefunden. Auf die Frage, die es stellte: »Aber warum hat sich die Sphinx denn in den Abgrund gestürzt, als Ödipus die Lösung des Rätsels fand?«, gab es sich nach kurzem Nachdenken selbst die Antwort: »Natürlich, die Sphinx war ja selbst das Rätsel, als es gelöst War, konnte sie nicht weiterleben«. Die Sphinx als das Rätsel selbst, Wäre so der Fremde, der fremden Stadt vorgelagert als die Entstellung, die sie fremd macht. Also als genau das, was sich der Psychoanalyse, wie C.D.Rath gestern abend sagte, als Aufgabe der Entzifferung stellt, wenn sie sich mit Kultur beschäftigt. Andererseits ergibt sich der psychoanalytischen Untersuchung des Unheimlichen, daß es sich dabei um ein entstelltes Hervortreten von verdrängtem Altbekanntem, ursprünglich Eigenem handelt. Es ist also immer Entziffernach rung eines entstellten Begehrens, und je unheimlicher, je angstmachender dabei die Entstellung wirkt, desto unakzeptabler vom Kulturstandpunkt ist der zu erschließende Wunsch. Die Entzifferung der Sphinx, die Lösung des Rätsels, die ihre Vernichtung bedeutet, gibt Ödipus den Weg frei in seine wahre Heimat, in den Schoß der Mutter. Zurück in das wenigst Fremde, das einem Menschen begegnen kann, aber das ihm versperrt bleiben muß, wenn er sich nicht radikal aus der menschlichen Gemeinschaft herausnehmen, selbst zu einem Ungehene heuer werden will, das innerhalb der Kultur keinen Ort mehr hat, heimatlos herumschweisen muß wie der geblendete Ödipus, der sich seines Augenlichts, also realiter seines Sinns zur Orientierung berauben. ben mußte, weil er durch die Lösung des Rätsels dahin zurückgefunden L en hatte, wohin dem Menschen zu gelangen nicht beschieden ist, in

die tatsächliche Verwirklichung des frühkindlichen Wunsches. Der Begriff der Kastration, den die Psychoanalyse da einsetzt, bezeichnet die Ausrichtung, die eine solche Rückkehr zum Ursprung symbolisch verunmöglicht. Er steht für die anzunehmende Tatsache, daß dem Menschen immer ein Teil von sich radikal entzogen ist. Durch die Selbstverstümmelung holt Ödipus im Augenblick der Erkenntnis seines Ausnahmeschicksals die Kastration real an dem Organ nach, das zum Erkennen dient und dessen blinden Fleck ihm als dem mächtigen Rätsellöser entgangen war.

Erweist sich daher nicht in der Ödipussage die Lösung des Rätsels als Falle, in die der Held gegangen ist, als das, was den Weisen, der die Entstellung durchblickt, auf den Weg zur totalen Blendung setzt? Les non-dupes errent war der Titel eines Seminars von Lacan: die Schlauen, die sich nicht aufs Glatteis führen lassen, irren. Das ist Ödipus, einer der sich nicht durch ein Rätsel auß Glatteis führen ließ, um sich gerade dadurch dann furchtbar zu täuschen. Doch wie lautete eigentlich die Lösung des Rätsels, das die Sphinx ihm stellte? Bekanntlich fand Ödipus, daß es sich bei dem erst vier-, dann zwei-, dann dreibeinigen Wesen um den Menschen handelt, der als hilfloses Kind geboren wird, reift und im Alter hinfällig wird. Das genügte, daß die Entstellung sich aufhob, daß die Sphinx, sich selbst vernichtend, dem Fremden den Weg freigab.

Aber es ist zu beachten, daß Ödipus bei der Lösung des Rätsels die Sexualität ausspart - sicher zu Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die Sphinx selbst - vierbeiniges geflügeltes Ungehelter mit menschlichen Zügen - auf die Urszene, das kopulierende Menschenpaar, Elternpaar verweist. Diesen sexuellen Ursprung des Menschen spart Ödipus in seiner Antwort aus, wie er seinen Eigentnamen ausspart, der ja eine so deutliche sexuelle Anspielung enthält - Schwellfuß, in manchen Varianten der Sage heißt er sogar unverhüllt Oidiphallos -, er ist blind für sein eigenes Begehren.

Bei meinen Überlegungen darüber, was die Psychoanalyse zur Erhellung kultureller Phänomene beitragen kann, komme ich im Augenblick nicht über diese Szene des Ödipus vor der Sphinx hinaus, die mir recht eigentlich als »Urszene« des Kulturellen erscheint-

Ödipus löst, sich damit als Wissender und Mächtiger inaugurierend, das Rätsel, wie es ihm gestellt wird, er verkennt dabei das Rätsel, das sich ihm durch das Sein selbst der Sphinx stellt. Die Psychoanalyse Verkennt das nicht, sie findet in ihrer Theorie Begriffe, Worte für den Ursprung des menschlichen Seins, aus dem heraus die Rätsel gebilder. det sind. Ich erinnere aber dabei an den Ausdruck meiner Perplexität gestern abend in bezug auf Lou Andreas-Salomé. Worte dafür, daß dem Menschen etwas radikal entzogen ist, aber keine »poetischen« Worte, die gleichzeitig den Vollzug dieses Entzogenseins ins Werk Setzen. Wenn die Psychoanalyse entziffert, nicht da, wo einer sich an einen andern wendet, mit dem Anspruch, in seiner ihm entzogenen Rätselhaftigkeit gehört zu werden, also in der psychoanalytischen Praxis, wo sie der poetischen Praxis auf sicher noch der Klärung harrenden Weise verpflichtet ist, sondern als Anwendung ihrer Theorie auf die Kultur und in der Kultur, worum esbei dieser Tagung hier geht, liegt für mich die Gefahr sehr nahe, daß sie sich als "Wissende« wie Ödipus über sich selbst täuscht. Das ist es, was ich angesichts der äußerst beunruhigenden, unheimlichen, beängstigenden bis der außerst beunruhigenden unheimlichen beängstigenden bis der außerst beunruhigenden bis der außerst beunruhigenden unheimlichen beängstigenden bis der außerst beunruhigenden unheimlichen bei der außerst bei der außers den Phänomene, denen wir uns heute gegenübersehen, den nur allzu deutlichen Wiederholungen von alten Botschaften, Glaubensbotschaften, rassistischen, nationalen, in einer Welt, in der die geographische Fremde fast zusammengeschmolzen ist, zu bedenken geben möchte. Wie schnell sind wir bei der Entzifferung wieder bei dem, Was wir schon kennen, eine der unheimlichen Erfahrungen bei jeder Tagung, übrigens, die uns demütig machen müßte angesichts der Einsicht in unsere Ohnmacht. Aber verändert das etwas? Der Ort des psychoanalytischen Wissens in der Kultur scheint mir immmer noch beunruhigend offen zu sein. Daher waren meine Ausführungen auch auch so voller Umschweife und Windungen, konnten sie nur Andeutungen sein. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld.

Anmerkungen

1 Sigmund Freud, Studienausgabe, Bd.IV, S. 244

2 Karl Valentin, »Klagelied einer Wirtshausssemmel«, München, 1989,

»Die Fremden«, S.59 - 61

3 Sigmund Freud, »Briefe 1873-1939«, Frankfurt a.M., 1960, S.182

4 ders., Studienausgabe, Bd.II. S. 266

5 ebd., S.267

Thomas Kittelmann

Agonie und Haß

Meine Damen und Herren,

der etwas reißerische Titel »Agonie und Haß«, unter dem ich hier heute antrete, entstand - wie so etwas nun mal funktioniert in der Sitzung der Assoziation, auf der das Programm der heutigen Tagung beschlossen wurde.

Es wird sich zeigen, ob und wie das, was ich hier jetzt vortragen möchte, zu den Begriffen Staue und Aggression zurück-

Jacques Lacan stellt seinem Text - zunächst Deutsch über-Setzt mit - »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud« - von 1957 einige Passagen von Leonardo Da Vinci voran:

»Oh Stätte des Meeres, ich sehe in Euch Eure Bewohner, Männer und Frauen, an Armen und Beinen streng gefesselt, mit festen Bändern von Leuten, zu denen Eure Sprache nicht dringen kann, und Euch bleibt nur, in tränenvollem Klagen, in Jammerge-schreit Schrei und Seufzern Euren Schmerz, Euch selber kundzutun und zu beda. bedauern, welche Freiheit Euch verloren ging. Denn die, die Euch fesseln, vermöchten Eure Sprache nicht zu verstehen, sowenig wie Ihr die ihre.«

Natürlich hat dies mit der DDR - Verzeihung - dem Territorium dieses nicht mehr existenten Staatswesen nichts zu tun. Denn



erstens spricht man hüben wie drüben - Deutsch. Und zweitens wurde dort Freiheit erlangt. Es handelt sich bei dem, was im letzten Jahr geschehen ist, um die Beseitigung eines totalitären Regimes und eines Überwachungsstaats von - für sogenannte Westler immer noch schwer nachzuvollziehendem Ausmaß.

Das mit der gleichen Sprache ist komplizierter. Denn die Erfahrung des Vortragenden ist, daß der Ostler und der Westler sich tage- und wochenlang über ein Thema verständigen, die gleichen Begriffe brauchen, es von allen Seiten betrachten, Konsequenzen ziehen, bis sich plötzlich in einer kleinen Aktion zeigt, daß man, bei aller Eintracht, offensichtlich aneinander vorbeigeredet hat. Und zwar nicht in der Form, wie man es von Sprache allgemein behaupten kann, sondern konkret mit realem Resultat. Ich rede-das ist vielleicht hinzuzufügen - von Arbeitsbeziehungen.

Lacan leitet seinen Text unter anderem ein mit folgender Passage:

»Das Subjekt, das als ein Sklave der Sprache erscheinen kann, ist mehr noch einem Diskurs hörig in der universalen Bewegung, in der sein Platz niedergeschrieben ist bereits bei seiner Geburt und sei es bloß in der Form des Eigennamens. Der Bezug auf die Erfahrung der Gemeinschaft als der Substanz dieses Diskurses bringt keine Lösung. Denn diese Erfahrung gewinnt ihre wesentliche Dimension aus der Überlieferung, die dieser Diskurs erst einsetzt. Diese Überlieferung begründet, lange bevor das Drama der Geschichte sich in sie einschreibt, die elementaren Strukturen der Kultur. Und diese Strukturen ihrerseits offenbaren eine Ordnung der Tauschakte, die, wäre sie auch unbewußt, nicht denkbar ist außerhalb der Permutationen, die die Sprache ermöglicht.«

Lacan fährt fort »daraus folgt, daß an die Stelle de ethnographischen Zweiheit von Natur und Kultur wohl eine dreigliedrige Konzeption der conditia humana: Natur, Gesellschaft und Kultur, treten muß, wobei sehr wahrscheinlich der dritte Begriff sich auf die Sprache reduzieren läßt, das heißt, auf das, was die menschliche Gesellschaft ihrem Wesen nach von den natürlichen Gesellschaften unterscheidet.

Wir wollen indessen an diesem Punkt weder Partei ergreifen noch anfangen; wir lassen die ursprüngliche Beziehung des Signifikanten und der Arbeit im Dunkeln. Wir begnügen uns, wenigstens ein Problem los zu sein, mit der allgemeinen Funktion, die der Praxis in der Genesis von Geschichte zukommt, und betonen, daß selbst die Gesellschaft, die mit dem Vorrang der Produzenten die ursächliche Hierarchie von Produktionsverhältnissen und ideologischen Superstrukturen (Überbauten) in ihr politisches Recht wieder eingesetzt haben soll, trotzdem kein Esperanto hervorzubringen vermochte, dessen Beziehungen zum sozialistischen Realen radikal jede Möglichkeit eines literarischen Formalismus aus der Diskussion hätte verschwinden lassen können.«

Der reale Sozialismus - zumindest hat man es mal so genannt - ist nach dem zweiten Weltkrieg und nach Ausschwitz immerhin 40 Jahre alt geworden.

Im Jahr 1957, in dem Lacan dies schreibt, werden in der DDR Gustav Just, Heinz Zöger, Richard Wolf und Walter Janka in einem Schauprozeß zu langjährigen Haftstrafen verurteilt wegen der Formulierung politischer Ziele, die im zu Anfang dieses Jahres durchgeführten Kassationsverfahren veröffentlicht wurden und sich heute lesen wie das Parteiprogramm der PDS im Januar 1990.

Man spricht immer noch Deutsch - gleichwohl wird der Vortragende mit zunehmender Bekanntschaft des Territoriums, der überall verbreiteten brutalen Gemütlichkeit und der Menschen, die dort leben, immer ratloser.

»Zur Vermeidung möglicher Mißverständnisse ein Wort, beine Gestalten von Kapitalist und Grundeigentümer zeichne ich keineswegs in rosigem Licht. Aber es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffasst, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpfer sozial bleibt, so sehr er sich auch subiektiv über sie erheben mag.«

Dies schreibt 1867 Karl Marx im Vorwort zu 1. Auflage des Kapitals.

»Wir wollen indessen an diesem Punkt weder Partei ergreisen noch anfangen; wir lassen die ursprüngliche Beziehung des Signisikanten und der Arbeit im Dunkeln.«

Die Frage, die heute vermutlich noch präziser gestellt werden wird, ist, wurde in der DDR gearbeitet. Eine Frage übrigens, die in der Sigmund Freud Schule, in deren Folge die Assoziation als Veranstalter der heutigen Tagung steht, - und vermutlich nicht nur dort - bereits gestellt wurde.

Die DDR, das war zum einen ein totalitäres System und zum anderen ein großer Sandkasten. In einem System mit der Programmatik der »bewußten« Gestaltung des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses, spielte die Ökonomie eine untergeordnete Rolle.

Es ist heute fast banal, Marxsche Sätze wie »Die Gestalt des gesellschaftlichen Lebensprozesses, d.h. des materiellen Produktionsprozesses streift ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht« als aufklärischen Wahn und überkommmenen Egozentrismus des Bewußtseins abzutun,

Gleichwohl -- nach wie vor erscheint der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, als eine ungeheure Warensammlung und die einzelne Ware als seine Elementarform. Und nach wie vor besteht das Geheimnis der Warenform einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst als gesellschaftliche Natureigenschaften zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.

Nun ist das hier sicher nicht der Ort, sich in den Details der Wertformanalyse zu verlieren. Es sei nur daran erinnert

ich denke, für viele ist es eine Erinnerung - daß die Geldform die fertige Form der Warenwelt darstellt und das Geld hier die Funktion des Regulativs hat, eines Steuerungsinstruments, das den Reproduktionsprozeß ausgehend von voneinander unabhängig betriebenen Privatarbeiten reguliert. Da die Produzenten erst in gesellschaftlichen Kontakt treten durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte, erscheinen auch die spezifisch gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten erst innerhalb dieses Austauschs. Oder - wie Marxformuliert »die Privatarbeiten betätigen sich in der Tat erst als Glieder der gesellschaftlichen Gesamtarbeit durch die Beziehungen gen, worin der Austausch die Arbeitsprodukte und vermittels derselben die Produzenten versetzt. Den letzteren erscheinen daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen.«

Bereits auf der Ebene der einfachen Schatzbildung schlagen diese Bestimmungen um - von Kapital ist hier noch lange nicht die Rede.

"Die Ware als Gebrauchswert befriedigt ein besonderes Bedürfnis und bildet ein besonderes Element des stofflichen Reichtums. Aber der Wert der Ware mißt den Grad ihrer Attraktionskraft auf alle Elemente des stofflichen Reichtums, daher den gesellschaftlichen Reichtum ihres Besitzers.« (...) "Der Trieb der Schatzbildung ist von Natur maßlos. Qualitativ oder seiner Form nach ist das Geld schrankenlos, d.h. allgemeiner Repräsentant des stofflichen Reichtums, weil in jede Ware unmittelbar umsetzbar. Aber zugleich ist jede wirkliche Geldsumme quantitativ beschränkt, daher auch nur Kaufmittel von beschränkter Wirkung. Dieser Widerspruch zwischen der quantitativen Schranke und der qualitativen Schrankenlosigkeit des Geldes treibt den Schatzbildner stets Zurück zur Sissyphusarbeit der Akkumulation. Es geht ihm wie dem Welteroberer, der mit jedem neuen Land nur eine neue Grenze erobert.«

In der DDR - auch dies inzwischen banal - gab es weder Geld noch eine bewußte Organisation des gesellschaftlichen Produktionsprozesses. Belegen läßt sich dies im Kleinen wie im Großen. Es fängt mit der Reparatur des Trabbi an und hört mit von der zentralen Plankommission gesteuerten Investitionsvorhaben mehrerer Kombinatsbetriebe noch lange nicht auf.

War schon im Inneren des Territoriums von Schrankenlosigkeit nicht die Rede, so machte die Kaufkraft spätestens an der Landesgrenze halt. Bereits die Inanspruchnahme polnischer Diensteleistungen war nur auf dem Wege des einfachen Warenaustauschs sprich in Form von Verrechnungen von Leistungen möglich.

»Der nächste Punkt über den zu Beginn einer Kur entschie den werden soll, ist das Geld. Das Honorar des Arztes. Analytiker stellt nicht in Abrede, daß Geld in erster Linie Mittel zur Selbsterhaltung und Machtgewinnung zu betrachten ist, aber er behauptet, daß mächtige sexuelle Faktoren an der Schätzung des Geldes mitbeteiligt sind. Er kann sich dann darauf berufen, Geldangelegenheiten von den Kulturmenschen in ganz ähnlicher Weise behandelt werden wie sexuelle Dinge, mit der selben Zwiespältigkeit, Prüderie und Heuchelei. Er ist also vornherein entschlossen, dabei nicht mitzutun, sondern Geldbeziehung mit der nämlichen selbstverständlichen Aufrichtigkeit vor dem Patienten zu behandeln, zu der er ihm in Sachen des Sexuallebens erziehen will. Er beweist ihm, daß er selbst eine falsche Scham abgelegt hat, in dem er unaufgefordert mitteilt, wie er seine Zeit einschätzt. Menschliche Klugheit gebietet dann, nicht große Sum men zusammen kommen zu lassen, sondern nach kürzeren regelmär Bigen Zeiträumen, etwa monatlich, Zahlung zu nehmen. (Man erhöht, wie bekannt, die Schätzung der Behandlung beim Patienten nicht, wenn man sie sehr wohlfeil gibt.)« »Der Analytiker wird für seinen Anspruch auf Bezahlung noch geltend machen, daß ef bei schwerer Arbeit nie so viel erwerben kann, wie andere medizinit sche Spezialisten.

Aus den selben Gründen wird er es auch ablehnen dürfen, ohne Honorar zu behandeln, und auch zu Gunsten den Kollegen

oder ihrer Angehörigen keine Ausnahme machen. Die letzte Forderung scheint gegen die ärztliche Kollegialität zu verstoßen; man halte sich aber vor, daß eine Gratisbehandlung für den Psychoanalytiker weit mehr bedeutet als für jeden anderen, nämlich die Entziehung eines ansehnlichen Bruchteils seinerfür den Erwerb verfügbaren Arbeitszeit (eines Achtels, Siebtels und dergleichen.) Auf die Dauer von vielen Monaten. Eine gleichzeitige zweite Gratisbehandlung raubt ihm bereits ein Viertel oder Drittel seiner Erwerbsfähigkeit, was der Wirkung eines schweren traumatischen Unfalls gleichzusetzen wäre ...

Es fragt sich dann, ob der Vorteil für den Kranken das Opfer des Arztes einigermaßen aufwiegt. Ich darf mir wohl ein Urteil darüber zutrauen, denn ich habe durch etwa 10 Jahre täglich eine Stunde zeitweise auch zwei, Gratisbehandlungen gewidmet, weilich Zum Zweck der Orientierung in der Neurose möglichst viel widerstandsfrei arbeiten wollte. Ich fand dabei die Vorteile nicht, die ich Suchte. Manche der Widerstände des Neurotikers werden durch die Gratisbehandlung enorm gesteigert, so beim jungen Weibe, die Versuchung, die in der Übertragungsbeziehung enthalten ist, beim jungen Mannne, das aus den Vaterkomplex stammende Sträuben gegen die Verpflichtung der Dankbarkeit, das zu den widrigsten Erschwerungen der ärztlichen Hilfeleistung gehört. Der Wegfall der Regulierung, die doch durch die Bezahlung an den Arzt gegeben ist, macht sich sehr peinlich spürbar; das ganze Verhältnis rückt aus der realen Welt heraus; ein gutes Motiv, die Beendigung der Kur anzustreben, wird dem Patienten entzogen. ...

Ganz abgesehen davon, daß Gesundheit und Leistungsfähigkeit einerseits, ein mäßiger Geldaufwand andererseits inkonsumenarabel sind. Wenn man die nie aufhörenden Ausgaben für Sanadie Steigerung der Leistungs- und Erwerbsfähigkeit nach glücklich beendeter analytischer Kur gegenüberstellt, darf man sagen, daß
kostspieligeres im Leben als die Krankheit und - die Dummheit.«

Dies schreibt Freud in seinen Bemerkungen zur Einleitung der Behandlung, zuerst erschienen im Jahr 1913.

In dem 1921 entstandenen Text »Massenpsychologie und Ich-Analyse« macht Freud den Versuch, zur Aufklärung der Massenpsychologie den Begriff der Libido zu verwenden, da dieser ihn beim Studium der Neurosen so gute Dienste geleistet hat.

»Libido ist ein Ausdruck aus der Affektivitätslehre. Wir heißen so die als quantitative Größen betrachtete wenn auch derzeit nicht meßbare - Engergie solcher Triebe, welche mit all dem zu tun haben, was man als Liebe zusammenfassen kann. Den Kern des von uns Liebe geheißenen bildet natürlich was man gemeinhin Liebe nennt und was die Dichter besingen, die Geschlechtsliebe mit dem Ziel der geschlechtlichen Vereinigung. Aber wir trennen davon nicht ab, was auch sonst an dem Namen Liebe anteil hat, einerseits die Selbstliebe, andererseits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und die allgemeine Menschenliebe, auch nicht die Hingebung an konkrete Gegenstände und abstrakte Ideen.« (IX. S.85)

Freudgeht hierbei von zwei Gedanken aus. »Erstens, daß die Masse offenbar durch irgendeine Macht zusammengehalten wird. Welcher Macht könnte man dieser Leistung aber eher zuschreiben als dem Eros, der alles in der Welt zusammenhält, zweitens, daß man den Eindruck empfängt, wenn der einzelne in der Masse seine Eigenart aufgibt und sich von den anderen suggerieren läßt, er tue es, weil ein Bedürfnis bei ihm besteht, eher im Einvernehmen mit ihnen als im Gegensatzzu ihnen zu sein, also vielleicht doch "ihnen zuliebe".« (IX. S. 87).

Freuds Untersuchung zweier artifizieller - Typen - von Massen (die von führerlosen Massen und solchen mit Führern) ergibt nun manche Schlußfolgerung, die auf die Ereignisse im Territorium der heute nicht mehr existierenden Deutschen Demokratischen Republik passen mögen. Es soll und kann hier auch nicht darüber diskutiert werden, ob es sich um eine lautlose Revolution, eine friedliche Revolution oder nur um eine große Massenflucht gehandelt hat. Ob das System an seiner Starre zerbrochen ist oder seiner Brutalität.

Instruktiv sind jedenfalls Formulierungen wie: »Der Führer oder die führende Idee könne noch sozusagen negativ werden; der Haß gegen eine bestimmte Person oder Institution könnte ebenso einigend wirken und ähnliche Gefühlsbindungen hervorrufen wie die Positive Anhänglichkeit. Es fragt sich dann auch, ob der Führer für das Wesen in der Masse wirklich unerläßlich ist und anderes mehr.«

Freud geht es aber letztlich in dem Text darum, welche Libidobindungen es sind, welche eine Masse charakterisieren.

Im Zentrum steht hierbei die Untersuchung des Mechanismus der Identifizierung.

»Wir sind ein Volk«, »Wir sind das Volk« - und lauschen nunmehr andächtig dem Deutschlandlied (Schöneberger Fassung).

Die Identifizierung erschöpft sich übrigens nicht nur im PKW-Markt. Kaum haben die Westdeutschen Junker ihre Vaterhäuser auf dem Territorium entdeckt, entdecken die ostdeutschen Junker ihre Vaterhäuser in Schlesien, Pommern und noch weiter östlich. Und während Journalisten in Fernsehshows mit großem Aufgebot über verschüchterte Rechtsradikale aus dem Territorium herfallen, reichte Deutschland bei mancher Vereinigungsfeier und gegrillten Würstchen wieder von der Maas bis an die Memel.

Die Menschen der DDR gehen in einem doppelten Sinne eines Ich-Ideals verlustig.

Meine Ausführungen sind der Versuch, deutlich zu machen, daß die Funktion des Geldes unter dem Blickwinkel der libidinösen Bindungen der Subjekte in ihren gesellschaftlichen Beziehungen keineswegs geklärt ist. Offen ist damit auch der Begriff der Arbeit in seiner Beziehung zu Theorie und Praxis der Psychoanalyse. Sicherlich »wir wollen indessen an diesem Punkt weder Partei ergreifen noch anfangen; wir lassen die ursprünglichen Beziehungen des Signifikanten unter der Arbeit im Dunkeln.« Das jedoch, was auf dem Territorium bereits geschehen ist und um mit DDR-Deutsch zu sprechen: »auf dieser Strecke noch auf uns zukommen wird« erfordert weitere Beschäftigung und - Arbeit. Sicherlich wird die analytische Kurnur möglich und kann nur einen Effekt haben, da und wenn

die Beziehung zwischen Analysant und Analytiker sich eben wie Freud sagt, dem realen Leben als Geldbeziehung einreiht. Sie ist anders nicht möglich und dies zumindest wird schwierig werden in einem Land, in dem es Geld bisher nicht gab.

Hierüber ist in diesem Zusammenhang schon lange diskutiert worden. Es ist anzunehmen, daß allgemein diese Diskussion in der nächsten Zeit

der nächsten Zeit neuen Schwung bekommt.

Man wird den Marx nun allmählich vom Kopf auf die Füße stellen können und das Kapital lesen als entwickeltes Produkt der klassischen politischen Ökonomie. Die sogenannte neue politische Ökonomie ist nichts Besseres als eine Werbegraphik zur Illusträtion eines sogenannten ökonomischen Demokratieverhaltens.

Die klassische politische Ökonomischen Demokratievernater ersparen - »geht wie alles Nachdenken über die Formen des menschlichen Lebens, also auch ihre wissenschaftliche Analyse einen der wirklichen Entwicklung entgegengesetzten Weg. Es beginnt post festum, und daher mit den fertigen Resultaten des Entwicklungsprozesses. Die Formen, welche Arbeitsprodukte zu Waren stempeln und daher der Warenzirkulation vorausgesetzt sind, besitzen bereits die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens, bevor die Menschen sich Rechenschaft geben nicht über den historischen Charakter dieser Formen, ... sondern über deren Gehalt.«

Der in diesen Tagen gefeierte Zusammenprall zweiel Systeme, in die der Großteil der in Ihnen lebenden/liebenden Menschen/Subjekte unter vollständig anderen ökonomischen Bedingungen bei vermeintlich gleicher Sprache eingetreten sind, ist Kultur at it's best.

Ihn für die psychoanalytische Theorie und Praxis außer acht zu lassen, hieße nicht etwas im Dunklen zu lassen, sondern wäre eine Verweigerung psychoanalytischer Theorie.

Abgesehen davon kann man sich schon bei dem Eingangs zitierten Text »Das Drängen des Buchstaben im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud« des Eindrucks nicht erwehren, daß hief kokettiert wird.

Wir bedenken, daß Sprache etwas materielles ist.

In seinem Aufsatz führt Lacan den Algorithmus Signifikant über Signifikant ein im Bezug auf den »Cour de Linguistique General« von Saussure - »Einer Publikation von höchsten Rang, die eine Lehreweitergibt, die dieses Namens würdig ist, d.h. die man nur über die ihr eigene Bewegung festhalten kann.«

Lacan schreibt »Deshalb erweist man ihr zurecht die Ehre der Formalisierung S/s, in der sich über die Vielfalt der Schulen hinweg der Einschnitt zeigt, mit dem die moderne Linguistik beginnt.«

Der Entwicklung im Text von Saussure entspricht derart der Entwicklung der Wertform in der klassichen politischen Ökonomie, daß in der Tat von zwei Seiten einer Medaille gesprochen werden muß.

Saussures Analyse des Systems der Sprache - wohlgemerkt nicht des Sprechens - steht in so engem Zusammenhang zur Analyse der Warenzirkulation als Totalität der bürgerlichen Gesellschaft, daß hier von verschiedenen Registern eines Zusammenhangs ausgegangen werden muß.

Es handelt sich hierbei nicht - nur - um ein theoretiches Problem, sondern um ein praktisches Problem der Psychoanalyse in einem vom Vereinigungstaumel erholten Deutschland.

Im Seminar II schreibt Lacan »Um zu begreifen - (nach dem Namen der Assoziation ist es ja Zeit dazu) was in dem eigentlichen Bereich geschieht, der zur Menschlichen Ordnung gehört, müssen wir von der Idee ausgehen, daß diese Ordnung eine Totalität konstituiert. Die Totalität in der Symbolischen Ordnung heißt ein Universum. Die Symbolische Ordnung ist zunächst in ihrem universalen Charakter gegeben. Sie konstituiert sich nicht nach und nach. Sowie das Symbol erscheint gibt es ein Universum von Symbolen. Die Frage, die man sich stellen könnte - bei wieviel Symbolen konstituiert sich numerisch das symbolische Universum? - die sie sich vorstellen können, beim Auftauchen der Symbolischen Funktion als solcher im menschlichen Leben, sie implizieren die

Totalität all dessen, was menschlich ist. Alles ordnet sich in Bezug auf aufgetauchte Symbole, auf Symbole, sobald sie einmal erschienen sind.« (II, 42)

Natürlich bedeutet »Psychoanalyse und Kultur« Arbeit am Signifikanten.

Gerade die Psychoanalyse muß aber acht haben, was der Signifikant mit ihr anstellt.

Robert Krokowski

Zur Masturbation und ihren Witzvorlagen

Meine Damen und Herren,

über Masturbation zu sprechen zeitigt eigentümliche Wirkungen. Einer der Effekte ist, daß sich die Aufmerksamkeit für das Witzige im Sprechen und das Komische in der Situation in besonderer Weise geltend macht, nicht erst dadurch, daß man die Masturbation mit dem Witz in Verbindung bringt.

Die Ankündigung meines Vortrages » Zur Masturbation und ihren Witzvorlagen« kitzelt diese Aufmerksamkeit sicherlich noch zusätzlich hervor. Ich will meine Absicht zu einer gewissen Schalkhaftigkeit nicht unterschlagen. Mit dem Titel des Vortrags entschädige ich vielleicht die jenigen unter Ihnen ein wenig für die Enttäuschung einer möglicherweise aufgekeimten Erwartungsspannung, ich könnte der bildhaften Dartellung Raum geben.

Ich habe die Tatsache, daß wir uns im Moment in einem verdunkelungsfähigen Raum befinden, nicht zum Anlaß genommen, Ihnen vorzuführen, woran das Lachen angesichts des Titels meines Vortrages sich entband: Wichsvorlagen.

Ich gehe davon aus, daß die Anschaulichkeiten, von denen ich sprechen werde, jedem der Anwesenden in der einen oder anderen Art schon unter die Finger gekommen sind. Und ich werde versuchen zu benennen, warum die Präsentation solcher Anschaulichkeiten nichtssagend und witzlos wäre, so komisch und witzig sie selbst auch



sein könnte: Nichtssagend und witzlos in Bezug auf den benennbaren Grundzug in der masturbatorischen Inszenierung; witzig und komisch in Anbetracht der Präsentation der Grundzüge selbst. Sie kennen das.

Einmal für den sogenannten Hintergrund des Gesprochenen sensibilisiert, wie man sagt, vermag mancher Sensibilisierte an nichts anderes mehr zu denken, als an das, was vom Hintergrund in der anscheinend oder scheinbar vordergründigen Darstellung in Erscheinung tritt. In Erscheinung tritt in dem Licht, das der Hörende de eines Arno Schmidt, der ob der verwendeten Sprache von ihm so der, aus den Texten eruiert, warum ihren Autoren die Welt nur aus Hintern und Schwänzen erbaut sei.

Witz einmal hergestellt, kaum ein Wort ließe sich finden, das bei geeigneter Beleuchtung nicht verdächtig wäre. Sie spürten, was ich meine, wenn ich in emphatischer Weise meinen Stil Blüten treiben zu sprechen, daß »die Masturbation traktieren« immer noch heißt, Vortrags.

Ist also das Anschauen von Wichsvorlagen witzlos, wenn es um Folgerungen über die ihnen gemeinsamen Züge geht, so ist das Betrachten im Rahmen der masturbatorischen Praxis selbst offenbaf nicht ohne Witz. Von manchen Betrachtern, die sich im Namen einer allgemeinen kritischen Anschauung äußern, werden photographier te, verfilmte oder beschriebene pornographische Szenen als langweitige Wiederholung des altbekannten Rein-Raus-Spielchens beschrieben, als ermüdende Wiederholung des Löcherstopfens um jeden Preis. Das unermüdliche Suchen des Masturbierenden heftet sich Immergleichen auf die Spies des Gestellen unendlichen Variation des

Immergleichen auf die Spur dessen, was sich nicht unmittelbar zeigt.

Die Reduktion des Pornographischen auf mechanische Akte
ist höchst trickreich. Gerade sie vermag es, den jeweils besonderen

Zug wirksam werden zu lassen, der den Betrachter mit der betrachteten Szene verbindet. Verhüllungen, Accessoirs, Belichtung und anderes, auf den ersten Blick Unscheinbares, tun ihre Wirkung. Nicht daß Genitalien zu sehen sind, macht die Szene dem Masturbierenden spannend, sondern wie sie in Szene gesetzt werden.

Es ist hier höchst bemerkenswert, jemanden die Faszination über einen Film von Serra äußern zu hören, in dem das wohlgeschmierte Räderwerk einer Brückenbewegung, das gleitende Ineinander von Kolben und Zylindern in Szene gesetzt ist, was den genannten Betrachter, wie er sagte, in einen »erotischen Bann« zu schlagen vermochte.

Gerade im »Einrasten« der masturbatorischen Regung in solche Szenen, enthüllt sich etwas vom Witz der Handlung und des Handelns; enthüllt sich etwas von dem, worum es sich bei der Masturbation dreht, auch in jenen pornographischen Szenen, die scheinbar so viel eindeutiger sind. Denken Sie in diesem Zusammenhang an die merkwürdigen Anlässe zur Masturbation des »Rattenmannes«, an die »besonders schönen Stellen« von Erlebnissen und Lektüren:

»So zum Beispiel als er an einem schönen Sommernachmittag einen Postillion in der Innern Stadt so herrlich blasen hörte, bis ein Wachmann es ihm untersagte, weil in der Stadt das Blasen Verboten sei!

Oder ein andermal, als er in »Dichtung und Wahrheit «las, wie sich der junge Goethe in zärtlicher Aufwallung von der Wirkung eines Fluches befreite, den eine Eifersüchtige über die ausgesprochen, welche nach ihr seine Lippen küssen würde.«

Einen schönen Augenblick verweilen zu machen: zunächst gerade ohne zur Sprache bringen zu können, was ihn zu einem schönen macht, außer daβ er einer ist, das findet sich auch in der Neigung, die Dokumente des Einrastens aufzubewahren, selbstwenn einem die Abfuhr der direkten Wallung nur noch blöde vorkommmt. Es sind jene Heftchen, die dauern, die aufbewahrt werden und auf dem Boden von Schubfächern und Kisten, zwischen manch anderem Krempel, den Ort eines besonderen Abfalls behaupten.

Stoßen sie dem geheimen Sammler zu, nicht selten bei dem periodenhaften Ritus, der dann »gründliches Schränkeaufräumen«, »endgültiges Dachboden- oder Kellerausmisten« genannt wird, so lösen sie ein Lächeln aus, werden wie zerbrechliche Reliquien zur Hand genommen, um der geplanten Aktion schließlich dadurch zu entgehen, daß sich für sie wieder ein Plätzchen findet, ganz hinten, in einer Ecke, wo sie doch niemanden stören.

Ein bemerkenswerter Punkt übrigens im Verlaufe einer Analyse, an dem nahezu beiläufig davon berichtet wird, daß man gerade im Begriff sei, seinen Keller aufzuräumen, einschließlich der Schilderungen des Wegwerfens, Aufbewahrens, Aussortierens und Ordnens.

Eine Begegnung mit schönen Stellen, die trotz und wegen des sich einstellenden Lächelns nicht ganz ohne ist, wie man erfährt, weil sie von einem merkwürdigen, unerklärlichen Zug begleitet ist: von einem Anflug schlechten Gewissens. So erhielt die Reinigungsprozedur, die sich in diesem Fall der Aufräumaktion anschloß, eine besondere Note: die, daß ein besonderer Geruch nicht weichen wollte, trotz der gründlichsten Reinigung der Hände.

Nicht nur wegen der Wahrung der Spuren masturbatorischef Handlungen, sei es in einem Schrank oder an den Händen, stellt sich die Frage nach der Unschuldigkeit und Naivität der geschilderten Aktivitäten. Es ist charakteristisch für viele Masturbierende, daß sie den Eindruck haben, etwas auf dem Kerbholz zu haben. Es gibt da eine bemerkenswerte Beziehung zwischen dem Zugzwang, unter dem sie stehen, und dem Eindruck der Schuld, die zu tilgen unmöglich scheint, denn die Latte ist zu lang geworden als daß die Macke jemals verschwinden könnte. Oder genauer: Letztlich wird jedesmal in dieselbe Kerbe gehauen. Die Treffsicherheit des in das Einrasten Geübten ist groß. So weiß er im Grunde, worum es sich handelt, auch wenn er zunächst nicht glaubt sagen zu können, was es ist. Er weiß nur, wie mans machen muß, damit es Zughat, er weiß, was zu Gebote steht, was er als Zwang empfindet, und was das Verbot nicht unberührt läßt. Und er weiß, daß das nicht nur Gott und die Welt wissen, sondern auch die, denen gegenüber er in besonderer Weise etwas schuldig geblieben ist.

Sie wissen, daß um 1910 in der Mittwochsgesellschaft, dann in der »Wiener psychoanalytischen Vereinigung« die Auseinandersetum die Frage der Masturbation intensiv geführt wurde. Im Laufe einer ganzen Reihe von Diskussionen, Sie finden sie in den Protokollen der Mittwochsgesellschaft dokumentiert, wurde die Frage aufgeworfen, welchen Stellenwert die Masturbation für kulturelle Zusammenhänge hat. Die Frage der Schädlichkeit der Masturbation ist dabei immer eine, in der sich der Aspekt der Schädlichkeit für den Einzelnen mit dem der Schädlichkeit für die kulturelle Entwicklung verbindet. Dies vor allem auch deshalb, weil, entgegen den Auffassungen mancher Redner, es gerade die in Analyse Befindlichen sind, die auf der Schädlichkeit der Masturbation bestehen. Im Schlußwort zu einer Sammlung der Diskussionsbeiträge, erschienen als vorläufiger Abschluß der Auseinandersetzungen über die Masturbation, nennt Freud drei Wege, auf denen sich der Schaden, im Zusammenhang mit den Neurosen, durchzusetzen scheint:

»a) als organische Schädigung nach unbekanntem Mechanismus, wobei die von Ihnen oft erwähnten Gesichtspunkte der Maßlosigeit und der inadäquaten Befriedigung in Betracht kommen.

b) auf dem Wege der psychischen Vorbildlichkeit, insoferne zur Befriedigung eines grossen Bedürfnisses nicht die Veränderung der Aussenwelt angestrebt werden muss. Wo sich aber eine ausgiebige Reaktion auf diese Vorbildlichkeit entwickelt, können die wertvollsten Charaktereigenschaften angebahnt werden.

c) durch die Ermöglichung der Fixierung infantiler Sexualziele und des Verbleibens im psychischen Infantilismus. Damit ist dann die Disposition für den Verfall in Neurose gegeben. Als Psychoanalytiker müssen wir für diesen Erfolg der Onanie - gemeint ist natürlich die Pubertätsonanie und die über diese Zeit hinaus fortgesetzte - das grösste Interesse aufbringen. Halten wir uns vor Augen, welche Bedeutung die Onanie als Exekution der Phantasie gewinnt, dieses Zwischenreiches, welches sich zwischen dem Leben nach dem Lustund dem nach dem Realitätsprinzip eingeschaltet hat, wie die Onanie es ermöglicht, in der Phantasie sexuelle Entwicklungen und Subli-

mierungen zu vollziehem, die doch keine Fortschritte, sondern nur schädliche Kompromissbildungen sind.«

Was die Frage der Schädlichkeit der Masturbatuion angeht, so will ich es mit diesem Zitat zunächst sein Bewenden haben lassen. Anknüpfen will ich an einen Gedankengang Freuds im Punkt »Fixie rung infantiler Sexualziele«, um zu versuchen, jenen so unscheinba ren Anheftungspunkt ein wenig zu umkreisen, den er an andere Stelle in seinem Diskussionsbeitrag den »Kern« des psychisch Ausgewählten und »Umkleideten« nennt, den Kern des psychoneurotischen Symptoms - das »Sandkorn im Zentrum der Perle«. Das also, was im Witz der Vorlagen alles und nichts werden kann, nach Maßgabe der Verschiebungen, die in den Umhüllungen darauf verweisen, daß es da noch etwas anderes gibt, etwas kleines, sehr Unscheinbares, einen scheinbar nebensächlichen Zug an der Sache Ich will anknüpfen an die Bedeutung der Onanie als eine Exekution der Phantasie, die es ermöglicht, Sublimierungen zu vollziehen, dann als schädliche Kompromißbildungen bezeichnet werden. Ich will damit Ihre Aufmerksamkeit vom Witz in der Masturbationsvof lage auf die Komik der masturbatorischen Inszenierung lenken. Denntatsächlich sind für die Frage nach dem, was den Neurotiker in der Masturbation auf der Spur seiner Fixierungen hält, nicht nur die schönen Stellen in den Vorlagen interessant, sondern auch die von ihm phantasierten, wenn er sich - zusammen mit Vorlagen oder nicht - selbst ins Bild setzt. Hierüber zu sprechen scheint ihm zunächst nicht weniger schwierig als über die Vorlagen selbst.

Bemerkenswert ist an der Scheu, sich sprechend als eine blöde Figur in einer absurden Szene preiszugeben, die Angst, sich lächerlich zu machen. Nicht selten wird von einer »komischen Gewohnheit« gesprochen, von »komischen Vorstellungen«.

Komisch für wen? kann man fragen, wenn in der Übertragung der Analytiker als ein in die Loge Gesetzter erscheint, dem doch ob der geschilderten masturbatorischen Inszenierung nur zum Lachen zumute sein könne. So wie er dann sehr schnell auch als derjenige erscheint, der angehörs der anstößigen Szene nur moralische Abscheu empfinden könne.

Denken Sie auch hier an das Unbehagen des »Rattenmannes«. Seine Inszenierung, von Freud »tolles Treiben« genannt, wird, im Anschluß an die schon erwähnten schönen Stellen der Masturbation, folgendermaßen beschrieben:

»In denselben Zusammenhang gehörte auch ein sonderbares Benehmen zu einer Zeit, da er für eine Prüfung studierte und mir der ihm liebgewordenen Phantasie spielte, der Vater lebe noch und könne jeden Moment wiederkommen. Er richtete es sich damals so ein, daß sein Studium auf die spätesten Nachtstunden fiel. Zwischen 12 und 1 Uhr nachts unterbrach er sich, öffnete die auf den Hausflur führende Tür, als ob der Vater davorstünde, und betrachtete dann, nachdem er zurückgekommen war, im Spiegel des Vorzimmers seinen entblößten Penis.«

Ich will und kann hier nicht die Verküpfungen wiedergeben, die den Weg der Freudschen Analyse ausmachen. Ich will aber darauf hinweisen, daß in der masturbatorischen Inszenierung des »Rattenmannes« in ausgezeichneter Weise die Kompromißbildung zwischen Gebot und Verbot, zwischen Zwang und Reaktionsbildung betrieben ist und sich zu einer Allegorie verdichtet, die zum Barocksten dessen gehört, was die Zwangsneurose hervorzubringen vermag.

Die Inszenierung der masturbatorischen Situation ist die Aufführung jener Zwangsvorstellungen, deren Wortlaut der Neurotiker selbst nicht kennt. Sie wissen, was die Vorstellungen des »Rattenmannes« prägt; Sie kennen die Verknüpfungen des Zwangsdenkens, die Denkverbindungen, in denen er sich verstrickt. Zwangsgedanken, deren verspielt-kombinatorische Architektur von den tragenden Wänden der Allmachtsphantasien, der Zweifel- und Grübelsucht und des Wunsches zu wissen gehalten werden.

Insofern also die masturbatorische Inszenierung die Aufführung einer Zwangsvorstellung ist, bringt sie die Spuren der Entstellungen gegen den ursprünglichen Wortlaut auf die Bühne des Geschehens. Was der Zwangsneurotiker befürchtet, wenn er diese Inszenierung zur Sprache bringt, ist, daß der Analytiker darin die Karikatur dessen findet, was die Inszenierung sorgfältig, Resultat des Abwehrkampfes, im Verborgenen läßt. Denn nur die Entstellung

macht die Zwangsvorstellung lebensfähig, und damit auch die masturbatorische Inszenierung, denn das »bewußte Denken«, bemerkt Freud, »kann sie in ähnlicher Weise mißverstehen wie den Traumin $halt, der selbst \ ein \ Kompromi \ \beta\text{--} und \ Entstellungsprodukt \ ist \ und \ vom$ wachen Denken weiter mißverstanden wird.« Was hier zu beachten ist, möchte ich auf eine kurze Formel bringen:

Die Imagination (also die Zwangsvorstellungen) des Symbo lischen (also des Wortlauts) erfährt in der masturbatorischen Inszenierung eine szenisch-allegorische Transposition, bevor sie in der Analyse zur Sprache gebracht wird. Und dies ist nicht zuletzt für eine andere Art der Inszenierung, die im engsten Zusammenhang mit der masturbatorischen steht, der des Selbstmordes, von Bedeutung Wennich sagte, daß die Befürchtung besteht, daß in dem Trauerspiel, das der Masturbierende in seiner Inszenierung zu bieten meint, die Züge einer Komödie auftauchen können, so will ich die These wagen, daß die Karikatur tatsächlich als das entwickelte Negativ der szenischen Allegorie auftauchen könnte. Von Freud wird die Karikatuf wie folgt charakterisiert:

»Die Karikatur stellt die Herabsetzung bekanntlich her, indem sie aus dem Gesamtausdrucke des erhabenen Objekts einen einzelnen an sich komischen Zug heraushebt, welcher übersehen werden mußte, solange er nur im Gesamtbilde wahrnehmbar war. Durch dessen Isolierung kann nun ein komischer Effekt erzielt werden, der sich auf das Ganze in unserer Erinnerung erstreckt. Bedingung ist dabei, daß nicht die Anwesenheit des Erhabenen selbst uns in der Disposition der Ehrerbietung festhalte.«

In der Karikatur erscheint ein einzelner Zug, sei er nun schon komisch oder nicht, in besonderer Weise. Es ist die Darstellung durch ein Kleines oder Kleinstes, welche die Aufgabe löst, einen ganzen Charakter durch ein winziges Detail zum vollen Ausdruck zu bringen. Die Karikatur ist es übrigens auch, die in dem kleinen Text Freuds über die mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstel lung eine wichtige Zwischenstellung einnimmt. Zum entwickelten Negativ der masturbatorischen Inszenierung des »Rattenmannes" gibt es eine logische Parallele in jener kleinen Terrakottafigur, die Baubo darstellt. Sie zeigt einen Frauenkörper ohne Kopf, auf dessen Torso ein Gesicht gebildet ist; der aufgehoben Rock umrahmt dieses Gesicht wie eine Haarkrone. Freud gibt in seinem Text auch die Parallele einer plastischen Zwangsvorstellung zu dieser Figur:

»Bei einem etwa 21 jährigen Kranken werden die Produkte der unbewußten Geistesarbeit nicht nur als Zwangsgedanken, sondern auch als Zwangsbilder bewußt. Die beiden können einander begleiten oder unabhängig voneinander auftreten. Zu einer gewissen Zeit traten bei ihm innig verknüpft ein Zwangswort und ein Zwangsbild auf, wenn er seinen Vater ins Zimmer kommen sah. Das Wort lautete: »Vaterarsch«, das begleitende Bild stellt den Vater als einen nackten, mit Armen und Beinen versehenen Unterkörper dar, dem Kopfund Oberkörper fehlten, die Genitalien waren nicht angezeigt, die Gesichtszüge auf dem Bauch aufgemalt. (...) » Vaterarsch« erklärte sich bald als mutwillige Verdeutschung des Ehrentitels »Patriarch«. Das Zwangsbild ist eine offenkundige Karikatur.«

Worauf ich Sie im Rahmen der Frage der Masturbation und ihrer Witzvorlagen hinweisen wollte, ist die Verschiebung, die die Identifikation auf dem Wege der Inszenierungen bestimmt und die eine jede Deutung mit der Frage konfrontiert, wie die in der Analyse Zur Sprache gebrachte Inszenierung sich auf das Verhältnis von einzigem Zug (trait unaire), Ichideal und Identifizierung bezieht, Womit der Aspekt des »schlechten Gewissens« bei der Masturbation eine logische Strukturierung erhielte, die die Frage der »Fixierung infantiler Sexualziele« und damit die »Disposition für den Verfall in Neurose« vielleicht einer Beantwortung näher bringt.

Hinrich Lühmann

Sköne Oke - Sköne Oke!

Meine Damen und Herren,

ich habe als Titel meines Beitrages zum Unheimlichen »Sköne Oke - Sköne Oke!« gewählt; er verweist auf E.T.A. Hoffmanns Erzählung »Der Sandmann«; darin wird, was das Unheimliche sei - jenes zumindest der literarischen Fiktion - , ad oculos demonstriert. Ich will einiges davon zu erfassen versuchen.

Der Vater des Knaben Nathanael betreibt seit Jahren alchimistische Experimente. Sein Partner ist dabei der Advokat Coppelius, ein übler Patron, der, gelegentlich zum Essen geladen, den Kindern des Hauses jedes Genießen versällt.

Die Versuche finden abends statt, kommt Coppelius, werden die Kinder mit den Worten »Der Sandmann kommt« ins Bett geschickt. Der neugierige Nathanael - inzwischen 10 Jahre alt - belauscht dennoch die beiden, wird entdeckt und von Coppelius mißhandelt. An einem »hitzigen Fieber« - ihm ist es wie ein Todesschlaflegt er mehrere Wochen krank. Ein Jahr später kommt der Vater beim Experimentieren ums Leben; Coppelius flieht aus der Stadt.

Die Mutter nimmt ferne Verwandte, ein verwaistes Geschwisterpaar - Lothar und Clara - auf; Nathanael und Clara gewinnen einander lieb und verloben sich

Jahre später werden Nathanael, er studiert in einer anderen Stadt und seit kurzem bei dem berühmten Professor Spalanzani, die fürchterlichen Kindheitserlebnisse in Erinnerung gerufen: ein »Wetterglashändler«, der italienische Mechanikus Giovanni Coppola, bietet ihm seine Ware an. Nathanael sieht in ihm den Coppelius und wirft ihn hinaus

Ob Coppola wirklich Coppelius ist, bleibt bis zum Ende offen, auch Nathanael weiß es nicht. Zwar hat ihm die besonnene und praktische Clara - ihr nomen hier als omen - sein Erleben mit psychologischem Sachverstand sehr vernünftig, aber auch sehr zu seinem Ärger als Projektionen expliziert, er hingegen sieht in Coppola/Glück zerstören wollen und werden.

Sein Verhalten ändert sich, der bislang heitere Nathanael wird zum Grübler; während kurzer Ferien daheim wird er durch Dichtungen lästig, die allesamt sterbenslangweilig sind und die arme Clara in den Schlaf, schließlich fast in die Entlobung treiben.

Wieder in der Universitätsstadt, findet er eine geneigtere Zuhörerin: Olimpia, des Spalanzani Tochter.

Einerneuter Besuch des Coppola war nämlich erfolgreicher, Nathanael erwirbt ein Perspektiv von ihm, schaut durchs Fenster auf Bewegungen andere eine gewisse mechanische Steifheit tadeln, wird einziges »Ach-ach-ach« hört er als verliebte Zustimmung.

Freilich, die dankbare Zuhörerin ist eine Puppe, die SpalanNathanael kommt hinzu, als die beiden sich um ihr Werk schlagen.

Als Nathanael den Betrug begreift, packt ihn der Wahnsinn, er stürzt auf Spalanzani und erwürgt ihn beinahe; - Coppola, Sieger im geklappert und verläßt die Universitätsstadt.

Wieder daheim, wird Nathanael gesundgepflegt, Clara und er nael mit ihr einen hohen Turm besteigt, blickt er durch das einst von der Wahnsinn aus, er will sie über das Geländer werfen; Lothar kann

sie retten. Unten auf dem Platz erscheint indessen Coppelius, Nathanael sieht ihn, und mit dem Ruf »sköne oke« stürzt er sich in den Tod

Zu Ihrer Beruhigung: Clara wird einen freundlicheren Gatten und mit ihm und ihren zwei Knaben in einem schönen Landhaug das ihr gemäße ruhige häusliche Glück finden.

Diese Erzählung hat Freud zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung des Unheimlichen genommen.¹ Die Details seiner Interpretation verbergen sich dabei in einer Anmerkung. Im Text dagegehgeht es darum, den Kastrationskomplex herauszuarbeiten.

Er kommt zu dem Ergebnis: »Wir würden es also wagen, das Unheimliche des Sandmannes auf die Angst des kindlichen Kastrationskomplexes zurückzuführen.« Das ist die Idee, »ein solches infantiles Moment für die Entstehung des unheimlichen Gefühls in Anspruch zu nehmen.«

So ist das Unheimliche ein eigentlich Heimliches, ein Infantiles, »das eine Verdrängung erfahren hat und aus ihr wiedergekehrt ist.«

Diese Wiederbelebung geschieht durch einen »Eindruck« welcher Art dieser Eindruck sein muß, wird von ihm nicht erörtert, die zahlreichen Beispiele freilich, die er nennt, zeigen, daß es sich um etwas Störendes, etwas Fremdes, ein im Tagesablauf des Alltags »Anderes« handeln muß. Mit einem solchen Störenden, Anderen, Fremden will ich beginnen.

Der fremde Gast

Im »Sandmann« drängeln sich Motive, die unheimlich sind. Eine Puppe scheint zu leben, Augen kullern blutig durch die Gegend, Doppelgänger stürzen Nathanael und uns in Zweifel - eine doppelbödige Welt - , eine Welt des Mehrfachen, eine Welt, sage ich mal vorweg, des mehrfach Gespiegelten, in der ein »eigentliches«, gar ein »autonomes« Subjekt nicht zu fassen ist.

Zu diesem unheimlichen Inventar gehört der vor allem, der der Erzählung ihren Namen gab: der »Sandmann«; wahrhaftig ein fremder Gast.

Wir haben zunächst eine Welt des Vertrauten, der Heimeligkeit, der Idylle, eine - so scheint es - heile Familie; ihr Symbol ist der runde Tisch.

Nach dem Abendessen [...] gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und setzten uns um einen runden Tisch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und geriet darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer wieder ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. [S.4]²

Diese Idylle - die ganz deutlich eine besondere Idylle, eine Dyade von Vater und Sohn ist, und, so besehen, ist die Familie wohl doch nicht sehr heil - wird von außen durch das Erscheinen eines zunächst Fremden gestört. Die Störung besteht darin, daß der Fremde »uns immer von Papa wegtreibt«. [S.5] Dieses Unbekannte, dem Nathanael neugierig nachfragt, erhält zunächst durch die Mutter einen »Platzhalter«, einen puren Signifikanten, dessen Bedeutung überhaupt nicht erläutert wird, prädikatisiert wird nur, daß er »kommt«: Der Sandmann kommt.

Die Mutter lügt. Sie täuscht ihren Sohn; sie hätte ja sagen können: »Advokat Coppelius besucht den Vater, um mit ihm Experimente zu machen.« Stattdessen wählt sie einen »Platzhalter«, der für Nathanael ohne Kohärenz mit der ihm vertrauten Welt ist und damit diesen Gast erst zu dem fremden Gast macht.

Dieser für einen Moment inkohärente Signifikant der Lüge setzt gleichwohl etwas ins Werk, das von Wahrheit ist: er macht, wie »eigentlich« jeder Signifikant Schnitt, öffnet damit ein Fenster hin zum Realen.

Damit, mit dieser Lüge, wird für Nathanael ein Platz, ein Ort der Irruption geschaffen. Der Platzhalter »Sandmann« beginnt jedoch sofort an seinem Rand zu wuchern; er wird Abkömmlinge haben und Mythen gebären.

Was da, wo der Signifikant Schnitt macht im Symbolischen, anwuchert, ist aber nicht ohne Rapport zu dem, was verschwiegen

worden und nunmehr ein dem Alltag radikal anderes ist. Es geht uta den Vater.

Noch einmal: Logisch »zuerst« ist nicht die tatsächliche Besuchsstörung der Familie, sondern der störende Signifikant, der das Loch an der Schnittgrenze des Signifikanten, des Symbolischen öffnet und erst die Andersheit, die zu Interpretationen einlädt, aufruft.

Nathanaels Reaktion auf den Schnitt und die durch ihn erzeugte Irruption ist ein Wissenwollen, dem nichts standhalten kan_n und wird.

Nicht hält seinem Nachfragen die rationale Erklärung der Mutter stand, jene Erklärung, die wir noch heute in jedem Sprichwörterlexikon finden:

Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, wenn ich sage, der Sandmann kommt, so will das nur heißen, ihr seid schläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man euch Sand hineingestreut.
[S.5]

Ganz offensichtlich wird hier eine Funktion dieses Rationalen, das eine Theorie ist: abzulenken von dem Realen; die eigentliche Frage des Nathanael nach dem Etwas, das ihm da eingebrochen ist, wird nicht beantwortet. Auch diese Ablenkung kann nur mit Material geschehen, das im Rapport zu dem steht, was verborgen werden soll, Material, das Hoffmann im Verlauf der Erzählung auffaltet und permutiert. Und die Täuschung, die diese rationale Deutung ist, verrät sich in ihren eigenen Signifikanten: Sand in die Augen streuen...

Die Forschungen des jungen Nathanael können sich mit dieser Erklärung nicht begnügen; er wendet sich an die alte Kinderfrau der Familie; und erhält zur Antwort einen Mythos:

Ei Thanelchen, weißt du das noch nicht, das istein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bettgehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen; die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf. [S.5]

Was ist aus dem Signifikanten »Sandmann« geworden! Ein Antimärchen, ein Mythos, um dessen Elemente in vielfachen Verdichtungen und Verschiebungen sich die Geschichte des Nathanael, seine psychische Realität stricken wird.

Das X, das aus dem Schnitt eröffnete Reale, um dessentwillen der Mythos gebildet worden ist, ist nun endgültig einer anderen Welt, dem »Halbmond« mit seiner Höhlung zugeordnet worden; und das Eindringen hat nun die Qualität jener Gewalt bekommen, die Freud als Kastration identifiziert hat.

Auch dieser Mythos genügt dem Wissensmangel und dem daraus entstandenen Wissen-Wollen nicht. Und da er nichts im Symbolischen erfahren kann, um sein Wissen über das Reale zu stillen, sieht nun Nathanael, malt überall den Sandmann hin, und will ihn schließlich selbst in Augenschein nehmen.

Er schleicht sich in des Vaters Arbeitszimmer, um dort endlich den fremden Gast zu sehen. Er sieht dort jemanden, der ihm aus der Realität höchst unerfreulich bekannt ist: den Advokaten Coppelius, auch er per se ein fremder Gast, fremd in Deutschland, fremd in der Stadt, fremd in der Familie, der mittags die häusliche Gemütlichkeit stört und alles Genießen verekelt. Aber dieses Wiedererkennen genügt dem Knaben nicht mehr, kein »Ach so, der ist es!« erleichtert ihn. Er muß ihn interpretieren im Hinblick auf das unnennbare X, von woher er kommt.

Interpretieren heißt Sinn machen. Und als Sinn setzt er eine überirdische Kraft des Bösen, den Satan, als den er Coppelius wahrnimmt. Der Vater behandelt ihn wie ein »höheres Wesen« [S.8], dem Lieblingsgerichte wie für einen Gott geopfert werden [S.8]; er ist für Nathanael

ein Unhold, der überall, wo er einschreitet, Jammer - Not - zeitliches [lies: im Diesseits], ewiges [lies: im Jenseits] Verderben bringt. [S.9]

Kurz: er ist für Nathanael der Satan.³

Eine Textanalyse - die ich hier nicht ausbreiten kann - zeigt nun, daß der Platz des Vaters für Nathanael von fünf »Vätern« bespielt wird, die über eine Reihe von Signifikanten gleichgesetzt werden: der leibliche Vater, der Sandmann, Coppola, Coppelius und Spalanzani. Ihnen allen gemeinsam sind u.a. die folgenden Züge: sie sind fremd, einem anderen Ort zuzuordnen, ihre Gesichter sind verzerrt, sie verekeln oder stören das Genießen.

Diese Interpretation des Vaters als Satan schlägt nun um in eine Halluzination, die die bisher an den Rand des Ausständigen getretenen Elemente - die enthalten waren im Etikett »Sandmann«, in der erklärenden Theorie, im Märchen, in der Interpretation - als tatsächlich Erlebtes realsetzt: Nathanael stürzt auf den Ruf »Augen her!« dem Coppelius zu Füßen; der will, um seine Augen zu bekommen, glühende Körner hineinstreuen - das Märchen wird dem Nathanael real.

Halten wir fest: Dort, wo das Symbolische gerissen ist, der Schnitt des Signifikanten Loch macht, bilden sich Theorie, Mythos, Interpretation und schließlich Halluzination, und kreisen um einen gewalttätigen Übervater.

Auch eine Urszene

Durch das, was sich Nathanael zu sehen gibt, enthüllt sich nachträglich als Ausrichtung seines Wissenwollens die Frage: »Was ist ein Vater«; genauer: »Was hat es mit der Zeugung auf sich?«

Jemandem Sand in die Augen streuen - das ist ja ein Sprichwort, das aus ganz anderen Zusammenhängen bekannt ist und soviel sagen will wie: einen auf die falsche Fährte locken, ihn blenden, daß er einen zu Tage liegenden Sachverhalt nicht wahrnehmen kann. Wenn Kinder nicht schlafen gehen wollen, dann ja auch und vor allem, weil sie etwas erfahren wollen von dem, was die Erwachsenen nächtens so treiben. Kommt dann der Sandmann, streut ihnen »Sand in die Augen«, dann eben den, daß sie nicht wissen sollen, was es mit dem vorgestellten Zeugungsgeschäft der Alten auf sich hat.

Sand in die Augen streuen, heißt hier nun im Lichte dessen, was er zu sehen bekommen wird: »Du darfst nicht wissen, was es mit der Zeugung auf sich hat.« Dieses Verbot ist von der Mutter ausgesprochen worden, und seinen Vater getraut er sich nicht zu fragen: Den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück. [S.6] -

Da der Wissensmangel durch eine Auskunft nicht zu heilen ist, forscht Nathanael auf eigene Faust, und er will ein Wissen im Modus des Sehens erlangen:

Selbst das Geheimnis zu erforschen, den fabelhaften Sandmann zu sehen, dazu keimte mit den Jahren immer mehr die Lust in mir empor. [S.6]

»Lust zu sehen« - Nathanael hat das Zeug, zum Voyeur zu werden; ein Voyeur, der sehen will, wer sein Vater ist.

Und er bekommt zu sehen, mehr als er verkraften kann. Die Szene ist dann auch recht voyeurhaft arrangiert: Nathanael im Schrank, hinter einer Gardine; durch einen Spalt beobachtet er das Geschäft der beiden Männer. Und dieses Geschäft ist ein rechtes Zeugungsgeschäft, keine Partheno-, sondern eine Androgenesis. Aus der motivischen Parallelsetzung mit Coppola und Spalanzani in einer späteren Szene wird nachträglich deutlich, daß das Männerpaar Coppelius und leiblicher Vater an einem Homunculus köchelt.

So hätte denn Nathanael sich eine kindliche Sexualtheorie ins Bild gesetzt; die vielleicht so zu formulieren wäre:

Er selbst und der Vater waren eigentlich ein rechtes Liebespaar; erinnern Sie sich:

Oft erzählte er uns viele wunderbare Geschichten und geriet darüber so in Eifer, daß ihm die Pfeife immer wieder ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptspaß war. [S.4]

Diese Dyade ist eine unmögliche. Hier erscheint der forttreibende Sandmann als böser anderer Vater, der die Unmöglichkeit, indem er »stört«, realisiert und nun seinerseits mit dem geliebten Vater zusammenwirkt.

Nathanael rettet sich in die Vorstellung, beider Kind zu sein - als Totgeburt - eine mechanische Puppe.

Coppelius unternimmt einen Neuschöpfungsversuch, einen Neu-Erzeugungsversuch an Nathanael:

»Nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht observieren.« Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und schrob mir die Hände ab und die Füße und setzte sie bald hier, bald dort wieder ein. [S.10]

Als Bestätigung dieser Interpretation mag dienen, daß in den Namen Coppelius und Coppola »Kopula« und »kopulieren« enthalten sind David ten sind. Deutlicher noch ist die Figur des Spalanzani. Er hat ein Vorbild Bertier Vorbild. Es gab einen hoch berühmten Professor Spallanzani, er starb 1799, seine Hauptgebiete waren künstliche Befruchtung und Urzeu

An der Einbruchsstelle ersieht sich Nathanael eine Szene der gung. Zeugung, bei der Vater verdoppelt und zu einem gewalttätigen Zeuger geworden ist - keiner freilich, wie vielleicht zu erwarten wäre, der der Frauen genießt, auch keiner, wie wir aus anderen Fallge schichten kennen, dem sich der Knabe als Partnerin unterschiebt, sondern einer, der zeugt - unter Aufhebung der Geschlechterdifferenz, die hier keine Rolle mehr zu spielen scheint.

Nocheinmal: Wer zeugt da? Ein höheres Wesen. So trägt der Held auch den Namen Nathanael, Gottesgabe, auf Griechisch »Theodorus«. Von hier, wen's denn interessiert, zweigt einiges ab zur Biographie des Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Wer ist da gezeugt worden? Eine Puppe - aber dieser Aspekt der Geschichte wird in einem neuen Anlauf durchgeturnt: mit der schönen Olimpia - Nathanaels alter ego.

Rand und Auge

Olimpia, die Vollkommene

Spalanzani und Coppola haben gemeinsam eine Puppe, einen Automaten erzeugt, der schlechthin vollkommen ist. Die Puppe, sie trägt den Namen Olimpia, wird als Tochter des Professors ausgegeben. ben. Sie ist von vornherein ein Rätsel für die Mitbürger, weil er sie zunächst im Verborgenen hält und an keiner Gesellschaft teilnehmen läßt. Schließlich wird aber die Probe gewagt: ihr zu Ehren findet ein

großer Ball in der Wohnung Spalanzanis statt. Olimpia ist so vollkommen, daß die Täuschung gelingt. Körper und Gesichtsbildung erregen allgemeine Bewunderung; sie kann perfekt und beunruhigend takfest singen, klavierspielen, tanzen; es scheint, daß sie auch über ein Repertoire von Wörtern verfügt: »Ach, ach, ach« kann sie sagen - vielleicht ist das aber nur das Krächzen ihres Federwerks; und einmal scheint sie, an Nathanael gerichtet, ein »Gute Nacht, Liebster« über die Lippen zu bringen.

Die Seligkeit des Nathanael

In dieses perfekte Ding verliebt sich Nathanael bis hin zur Seligkeit. Dazu trägt mancherlei bei: ihre Schönheit; ihre unbegrenzte Geduld, mit der sie ohne jedes Zeichen der Langeweile und Ermüdung seinen uninspirierten Elaboraten lauscht; und schließlich und vor allem ihr Blick.

Mit dem hat es seine besondere Bewandnis:

Zunächsterscheinter dem Nathanael - wie übrigens auch den anderen Bürgern der Universitätsstadt - auff lig starr. Nachdem er aber durch ein von Coppelius erworbenes Fernglas geschaut hat, sieht er fortan die Augen feucht, belebt, mondhaft glänzend. Dieser Blick, empfindet er, gilt ihm. Und blicketauschend sitzen die beiden nun Stunde um Stunde beieinander.

Ihr Zustand erreicht eine völlige Verschmelzung, die Nathanael so beschreibt:

-»O du herrliche himmlische Frau! - Du Strahl aus dem Jenseits der Liebe - du tiefes Gemüt, in dem sich mein ganzes Sein spiegelt.« [8.32]

-»O du herrliches, du tiefes Gemüt«, rief Nathanael auf seiner Stube: »nurvon dir, von dirallein werd ich ganz verstanden.« Er erbebte von innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch wunderbarer Zusammenklang sich in seinem und Olimpias Gemüt täglich mehr offenbare; denn es schien ihm, als habe Olimpia über seine Werke, über seine Dichtergabe überhaupt recht tief aus seinem Innern gesprochen, ja als habe die Stimme [Olimpias] aus seinem Innern selbst herausgetönt. [...] Erinnerte sich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken [...] wirklich an Olimpias gänzliche Passivität und Wortkargheit, so sprach er doch: »Was sind Worte - Worte! - Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden.« [S.36]

Über Auge und Blick also kommt es für Nathanael zur vollkommenen Täuschung, dann aber auch zu gänzlichen Ent-Täuschung: als er das streitende Zeugerpaar überrascht und Coppelius die Puppe davonschleppt, hat Olimpia keine Augen mehr:

Erstarrt stand Nathanael - nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpias toderbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe. [Spalanzani ruft ihm zu:] »... die Augen dir gestohlen [...] da hast du die Augen!« Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani [...], daß sie seine Brust trafen. [S.38]

In dieser Katastrophe verdichten sich eine Reihe von Motiven, die die Erzählung durchziehen. Den Text durchgeistern Höhlungen und leere Augenhöhlen. Immer wieder spielt der Blick eine Rolle: als starrer, leerer, manchmal mit dem Blick des Todes gleichgesetzter Blick - dann wieder als entflammter, sehnsuchtsvoller Blick. Immer wieder finden wir Szenen des Blickens: Nathanael, der Voyeur, blickt auf die Experimentatoren und dann auf Olimpia. Und am rätselhaftesten und »unheimlichsten«: Augen werden von ihrem angestammten Platz entfernt, aber auch ihrem Besitzer zurückerstattet.

Der Mangel der Mutter

Nähern wir uns diesem Komplex von dem Genießen des Nathanael her - worin besteht denn sein inneres Entzücken [S.36], von dem er so begeistert spricht, diese für uns Leser geradezu unheimliche Seligkeit?

Ererlebt die Puppe Olimpia als »Spiegel seines Seins«, fixiert damit gleichsam jenes eigentlich von jeher sofort aufgehobene Moment des Spiegelstadiums, in dem das alter ego als vollkommenes Bild gesehen wird. Was zunächst noch wenigstens verbal eine Andersheit auszudrücken schien (»Zusammenklang), entpuppt sich als

deren völlige Aufhebung: N. wähnt, Olimpia mit ihren Magerworten spreche aus seinem eigenen Inneren (l.c.). Es gibt keine Differenz zwischen der Puppe und ihm, mithin auch keine Geschlechterdifferenz.

Nun ist diese Aufhebung der Andersheit des Anderen, die Leugnung der Differenz für Nathanael eine Rettung, Schein einer Rettung vor dem ihm nicht erträglichen Mangel.

Ich denke, Nathanael nimmt eine Wahrheit wahr: die des Mangels im Anderen; jedoch mit einer Besonderheit: was von Strukturtatsache ist, daß im Symbolischen wie im Imaginären eine unbesetzte Stelle sein muß, Mangel, Loch, Minusphi, wird von ihm im Gefolge jener mythologischen Überflechtung des Realen im Antimärchen halluziniert: er sieht das strukturell Ausständige als dinglich Fehlendes konkret vor sich: dies ist das Geheimnis der Höhlungen, Brillen, Ränder, Totenkopfaugen des Textes.

Dieser verdinglichte Mangel konzentriert sich auf die Frauen des Textes. Gewiß meine ich damit Olimpia, aber nicht nur sie. Ich behaupte - und das wäre einer gesonderten Untersuchung wert -, daß sie eine »Ver-Körperung« der Mutter und auch Claras ist. Clara und Olimpia werden mehrfach gleichgesetzt; und gleichgesetzt werden in einigen Zügen Clara und die Mutter, woraus sich ergibt, daß über das Mittelglied Clara auch Olimpia und die Mutter zusammengehören.

Die Gleichsetzung von Clara und Nathanaels Mutter liegt in ihrer Verständigkeit, in ihrer Verstandesorientiertheit gegenüber allen Mystifizierungen; Nüchternheit, Klarheit sind ihrer beider Attribute. Der Mutter nüchterne Erklärung des Ausdrucks "Der Sandmann kommt" ist ganz analog jener, die Clara dem Nathanael gibt, wenn sie ihm sehr verständig des Coppola Erscheinen und die traumatische Wirkung der Coppelius-Szene deutet [S.12 ff.] und Coppelius wie Coppola demystifiziert. Dies gelingt ihr dank ihres "gar hellen scharf sichtenden« Verstandes [S.21].

Vor allem der Blick dient zur Gleichsetzung von Clara und Olimpia:

Überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres [...], es war mir so, als schliefe sie mit offenen Augen. [S.17]

beschreibt Nathanael seinen ersten Eindruck von Olimpia, und Clara, die beim Anhören der Vorlesungen Nathanaels ebenso schläfrig wirkt, blickt starr dem Nathanael ins Auge [S.25].

Dieser starre Blick beider wird mit dem Motiv des Todes verbunden:

Nathanael blickt in Claras Augen, aber es ist der Tod, der mit Claras Augen ihn freundlich anschaut [S.24]

Analog sind Olimpias Augen »starr und tot« [S.29], ihre kalte Hand strahlt »Todesfrost« aus [S.32]; ihre eiskalten Lippen erinnern Nathanael an die Legende der toten Braut [S.33]. Als schließlich Olimpia ganz ohne Augen als bloße Puppe daliegt, gemahnt die Schilderung ihres Kopfes an die eines Totenkopfes [S.38], sie wird als leblose Puppe erkannt. »Holzpüppchen!«, ruft Nathanael aus [S.38], und »Holzpüppchen, dreh dich!« brüllt er, als er Clara ermorden will [S.41], die er zuvor, als sie sein Gedicht nicht zu würdigen vermochte, ein »lebloses, verdammtes Automat« [S.25] gescholten hat.

Wohlgemerkt: gleichgesetzt wird nicht die durch Nathanaels Begeisterung idealisierte Olimpia mit Clara, sondern gleich sind beide Frauen »davor«, wenn sie von Nathanael Schwärmen nichts wissen wollen, wenn Clara nicht bereit ist, ihre Nüchternheit aufzugeben und sich dem Anspruch des Nathanael zu fügen.

Schlußfolgerung und vielleicht ein Hinweis auf die Genese des Wahns: Nathanaels Frauen und wohl eben auch die Mutter sind im Verständigen, im Rationalen geschlossene Personen, die keinen Mangel zulassen. Sie begehren nicht. So sind sie der Tod. Der Totenkopf ist ihre Wahrheit.

So wird das inzestuöse⁴ Geflecht der Erzählung deutlich: es geht in Olimpias angestrebter und von Nathanael einzulösender Vollkommenheit um eine Liebe des Sohnes zur Mutter. Sie liebt er, wenn er Clara liebt.

So scheint es denn, daß analog zur Väterreihe die Frauenreihe der Erzählung zusammenschmilzt auf mehrere Konkretisier und gen von Figuren über dem Platz der Mutter - und dann geht es wohl

darum, daß der oben skizzierte verdinglichte Mangel einer des mütterlichen Anderen ist, dessen Andersheit Nathanael nicht akzeptieren will, weil er ihm unerträglich ist.

Die »Heilung« des Mangels

Alles Treiben und Trachten des Nathanael geht darauf, diesen Mangel zu heilen. Nathanael sieht dinglich die Strukturwahrheit des Mangels, des Loches im Anderen, und zwar an der Mutterreihe. Dieses Loch will er als ihr Phallus stopfen. Deshalb auch ist er in den Höhlungen Schrank, Herd, kreisender Schlund.

Als Coppelius vor der »schwarzen Höhlung« des Alchimistenherdes, in dem das Feuer glimmt - gewiß, das ist der mütterliche Schoß - und um die herum Gesichter schweben, »aber ohne Augenscheußliche, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer« - als Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme ruft: »Augen her! Augen her!«, da stürzt Nathanael hervor, dem Coppelius zu Füßen. Was anderes geschieht hier, als daß Nathanael »wie gerufen« kommt, von selber kommt, ungenötigt, um seine Bestimmung zu erfüllen: mit seinen Augen den mütterlichen Mangel zu füllen. »Nun haben wir Augen-Augen - ein schön Paar Kinderaugen«, flüstert Coppelius. [S.9]

Es wird die Leistung des Nathanael sein, es ist die Leistung seines Wahns, den in der Olimpia verdinglichten (aber strukturgegebenen) Mangel zu füllen.

Faßbar ist der Mangel des Anderen im Objekt Klein a; der Blick ist jenes Objekt per se. Er ist es, der der so vollkommenen Puppe mangelt. Und Nathanael gibt ihn ihr. Kraft seiner Imagination ersieht er den Blick dort, wo er nicht ist - ein Akt der imaginären Beschwörung. Und die Erzählung nimmt den Vorgang beim Wort - es ist Nathanael, der der Puppe seine Augen »leiht« - so sind es in der Tat seine Augen; und es ist nur konsequent, daß sie im Moment der Ent-Täuschung auf der Erde liegen und dann dorthin zurückgeschleudert werden, woher sie stammen: Nathanaels Brust, Ort seiner Gefühle und Sehnsucht.

Nathanaels Heilung des Mangels ist einzig und allein im Imaginären - das Symbolische muß ausgeschlossen sein; deshalb sein Rekkurs auf das Hamletsche: »Was sind Worte - Worte! - Der Blick ihres himmlischen Auges sagt mehr als jede Sprache hienieden.« [S.36]

Von hier sein Horror des Symbolischen, das ihm die Mütter nahebringen wollen (aber nicht der phantasierende Vater).

Nathanael glaubt vor einem Objekt zu sein, das ihn sich selbst transparent macht - dies ist nebenbei eine kleine Illustration der täuschenden Klarheit des Imaginären, ein vorweggenommener Seitenhieb auf alle Verständnis- und Einfühlungspsychologie.

Nathanael hat sich damit - wie seine »Väter« - ein vollkommenes Objekt erschaffen, dessen Andersheit und dessen Mangel aufgehoben sind. - Er lebt das falsche Phantasma eines unverlierbaren Dingobjektes. Statt des je innmer nur im Verlust sein könnenden Objektes a - dieses Irrationalen, dieser letzten Garantie der Andersheit des Anderen (Lacan) - entstand ein zur Stopfung dieses Loches bestimmtes imaginäres und dinglich verstandenes Objekt, die Augen, das in Abwesenheit alles Symbolischen im Wortsinn nicht halten, keinen Platz, keinen Ort haben kann und deshalb tauschbar, transportabel, in die Hand zu nehmen, zu werfen ist - etwas Ungehöriges, nirgends Hingehöriges: störend, wie es schlimmer und grauslicher nicht zu denken ist.

Das Unheimliche dieser Erzählung

Was »das« Unheimliche sei, kann, will ich heute nicht erörtern. Ich will dem nur nachgehen und das zu benennen versuchen, was mir an diesem Text, dem »Sandmann« E.T.A. Hoffmanns, das Unheimliche zu sein scheint. Vielleicht finden sich Spuren und Pfade hin zu dem, was heute früh Jutta Prasse dargelegt hat.

E.T.A. Hoffmann gibt zweimal in diesem Text einen Hinweis darauf, was sein Unheimliches sei; beide Male bezieht er sich auf die Puppe Olimpia:

Nathanael berichtet seinem Freund, Claras Bruder Lothar:
Neulich steige ich die Treppe hinauf und nehme wahr, daß die sonst einer Glastüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbst weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, sehr schlank im reinsten Ebenmaß gewachsenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer saß im Zimmer vor einem kleinen Tisch, auf den sie beide Ärme, die Hände zusammengefaltet, gelegt hatte. Sie saß der Türe gegenüber, so, daß ich ihr engelschönes Gesicht ganz erblickte. Sie schien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möchte ich sagen, keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offenen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb schlich ich leise fort. [S.17]

Ein anderer Freund, Siegmund, kritisiert vor Nathanael die Puppe Olimpia:

Sie ist uns [...] auf seltsame Weise starr und seelenlos erschienen. Ihr Wuchs ist regelmäßig, so wie ihr Gesicht, das ist wahr! - Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Lebenskraft wäre. Ihr Schritt ist sonderbar abgemessen, jede Bewegung scheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm nichtigen geistlosen Takt der singenden Maschine und ebenso ist ihr Tanz. Uns ist diese Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu schaffen haben, es war uns, als tue sie nur so wie ein lebendiges Wesen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandnis.

Die unheimliche Wirkung hängt anscheinend mit der Perfektion Olimpias zusammen - »reinstes Ebenmaß«, »engelschönes Gesicht«, »regelmäßiger Wuchs«. Sie ist makellos, sie ist mangellos. Freilich nicht ganz, und Siegmund bringt das auf den Begriff: »Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geistlosen Takt der singenden Maschine«. Das heißt, befremdlich ist eben diese Richtigkeit. Ihre Mangellosigkeit hat durchaus einen Mangel: den nämlich, daß sie keinen Mangel hat. Ihr mangelt der Mangel.

In beiden Äußerungen wird dieser fehlende Mangel auf die Augen bezogen:

Überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möchte ich sagen, keine Sehkraft.- Sie könnte für schön gelten, wenn ihr Blick nicht so ganz ohne Lebensstrahl, ich möchte sagen, ohne Lebenskraft wäre.

Genauer: Olimpia hat zwar Augen, aber keinen Blick, den erst wird ihr Nathanael im Wahn imaginieren. Wenn der Puppe nichts mangelt, hat sie auch kein Begehren - deshalb ihre Starre.

Das starre Auge schließt sich nicht, es verleugnet die Abwesenheit, ist pure Anwesenheit, reine Dauer.⁵

Sie ist damit volle, glatte perfekte Hülle. Ein falsches Imaginäres, von dem das Subjekt abprallt wie von einer Mauer, ohne Ort und Spalte, in die es sich, sein Begehren einhängen, niederlegen könnte-ohne Ort und Stelle, wo es existieren, wo es sein könnte. Dem entspricht in den Zitaten die Abwendungsbewegung der beiden Subjekte Nathanael und Siegmund.

Dem Subjekt bleibt angesichts des Vollkommenen keine andere Wahl, als selbst dem Anderen den Mangel zu machen, der ihm fehlt - indem es sich entfernt oder, das wird Nathanaels Lösung sein, indem es sich umbringt.

Nicht minder unheimlich - und beliebtes Requisit aller Gruselfilme - sind die leeren Augenhöhlen. Sie sind das andere logische Moment des eben beschriebenen Phänomens: die Verdinglichung des Mangels.

Das bis jetzt Gesagte betraf das Andere im Feld des Imaginären, dessen Mangel im Unheimlichen verdinglicht aufscheint - als seine gnadenlose Wahrheit oder als dingliche Verleugnung. Es ist nicht ohne Bezug zum Mangel des Symbolischen:

Das Subjekt Nathanael ist dem Imaginären ausgeliefert, wo das Symbolische nicht hält. Und es hält ganz offensichtlich dort nicht, wo es um die Funktion des Vaters geht. Mit der Folge, daß dort, an dieser Rißstelle, etwas Unnennbares Anderes vorgestellt wird, das das Feld der Zeugung und der Frage nach dem Vater ist und gedeckt wird durch einen Hilfssignifikanten - »Sandmann« -, der im Heimeligen nicht heimisch werden kann, so sehr er auch wuchert und seine psychische Realität erzeugt, die gleichwohl stets eine fremde bleibt. Sie kann von dem Subjekt nur um den Preis angenommen werden,

daß es sich ihr ganz unterstellt im Wahn.

Für Freud - ich habe anfangs daran erinnert - ist das Unheimliche die Wiederkehr eines Infantilen, ein Fremdes, das als eigentlich Eigenes zu erkennen ist; und sein Text kreist immer wieder um die Manifestationen des Kastrationskomplexes.

Vielleicht können wir diesen Gedanken so fortsetzen:

Vertraut sind uns die hier am Beispiel Nathanaels vorgeführten Leerstellenbesetzungen im Symbolischen und im Imaginären. Und wir werden im Unheimlichen dieser Erzählung an sie erinnert, wenn diese Leerstellen selbst oder vergebliche Füllungsversuche dinglich erscheinen. Konzentriert wird dies im Hoffmanns doppelsinnigem Signifikanten »Sköne oken« - Brille, das ist Rand, und Auge, das ist die schöne Füllung.

Und das Vertraute im Unheimlichen läßt sich schärfer fassen als Wahrheit, als die Wahrheit nämlich der Kastration: der Unmöglichkeit eines heilen Symbolischen und der Unmöglichkeit eines heilen Imaginären. Eine Wahrheit, die uns im Heimeligen verhohlen ist.

Die Angst ist die Unerträglichkeit der Fülle: Medusa. Eine Todesangst, weil sie das Begehren ausschließt und damit das Leben als Sprechwesen Mensch.

Das Unheimliche ist die Ersparung dieser Angst - als Ersparung insofern dem Witz zu vergleichen - und die Ersparung des Wahns, der uns droht, wenn wir wie Nathanael die Andersheit des Anderen und die Geschlechterdifferenz leugnen.

Mit dem literarischen Unheimlichen wird es uns möglich gemacht, an dieser Grenze zu halten: wir sehen die Wahrheit und erinnern uns an unsere eigenen präödipalen Heilungsversuche, bevor uns mehr oder weniger die Kastration gelang. Aber wie Siegmund und der noch halbwegs gesunde Nathanael können wir uns mit E.T.A. Hoffmanns Hilfe von dannen schleichen - zurück in das Heimelige unserer Alltagswelt.

Wie macht er das? Nun, das ist auch eine Stilfrage.

Hoffmann ist ein Meister der Ungewißheit, genauer: Des Im Ungewissen Lassens. Stets wird das, was ich den »Inhalt« des Wahns

nennen will, zweideutig gemacht. Mal entspringt es offen der Perspektive des vom Wahn Befallenen. Ein andermal wird es auktorial vom Erzähler als tatsächlich sanktioniert. Mal sieht es der Held als tatsächlich, wenig später gibt er selbst eine rationale Aufklärung und begreift seinen Wahn als Täuschung.

Zudem sind Hoffmanns Erzählungen auffällig in der Alltagsrealität verankert. In »Das öde Haus« ist der Schauplatz die Straße Unter den Linden, sind Personen genau zu identifizieren; ähnlich der Eingang von »Der Goldne Topf«; im »Sandmann« die Uhrzeit der entscheidenden Begegnung mit Coppola: die Texte sind im damaligen Alltag verifizierbar verankert.

Alltag und Wahnwelt werden zusammengefügt. Es geschehen - anders als im Märchen - keine Wunder in einer ohnehin wunderbaren Welt, sondern das Andere, das Wunderbare wird in der Alltagswelt realgesetzt, das Reale in die Realität geholt.

Die Perspektiven heben einander auf. »Aufhebung« - Schlüsselwort der Romantik und der idealistischen Philosophie ist der eigentliche, oft verkannte Witz der Ironie (nicht nur der romantischen) bis hin zu Thomas Mann.

Eine Leistung der Ironie ist, noch gelten zu lassen, was der erkennenden Vernunft und gar dem gesunden Menschenverstand, dem Alltagsverstand, unmöglich oder obsolet erscheint.

Entscheidend ist dabei aber nicht, was E.T.A. Hoffmann erstrebt haben mag, daß nämlich der verwirrte Leser in ein wollüstiges und träumerisches »Vielleicht gibt es sie doch, diese andere Welt...« verfällt. Vielmehr: die verwirrende Kontrastierung von Alltag und Wahnwelt führt dem Leser ein Drittes ein: ein Offenes, die Schnittstelle selbst, wo er denn verharren mag - aber nur für einen Augenblick; einen Augen-Blick.

Anmerkungen

- 1 S.Freud: Das Unheimliche.- In: StA Bd.IV, S.243-S.274.
- 2 Alle Seitenangaben nach: E.T.A.Hoffmann, Der Sandmann, Das öde Haus. Hg.v.M.Wacker.- Stuttgart 1989 (Reclams Universal-Bibliothek, Bd.230)
- 3 Die alchemistischen Experimente erinnern an den Faust des Volksbuches, der mit seinen Chemikalien explodierte. Coppelius verweist dadurch auf die Mephistofigur, Nathanaels Vater auf Faust.
- 4 Das Inzestmotiv wird unter der Verneinung deutlich »Kein Mensch auf Erden« heißt es, hatte etwas gegen die Zuneigung von Clara der Tochter »eines weitläuftigen Verwandten« und Nathanael einzuwenden. [S.20]
- 5 Das ist das Unheimliche des »Hier wendet sich der Gast mit Grausen» in Schillers »Ring des Polykrates« angesichts einer Vollkommenheit wendet er sich ab und sucht das Weite.

Eckhard Bär

Enthusiasmus und Faszination

Meine Damen und Herren!

Zu dem, was ich Ihnen unter dem Titel Enthusiasmus und Faszination ausführen will, bin ich angeregt worden, als sich das Arbeitsfeld Übermittlung und Übertragung mit einem Brief Lacans befaßte, den dieser 1973, wie es heißt, an seine italienische Gruppe sandte. Dieser Brief, als »Note italienne« 1982 in Ornicar Nr. 25 erschienen, enthält Empfehlungen und Überlegungen zur Passe.

Lassen Sie mich zunächst noch bemerken, daß bei dem folgenden für mich die Frage im Hintergrund gestanden hat, was unterscheidet einen Analytiker von einem Analytiker, der lehrt. Meine Ausführungen beziehen sich dabei stärker auf den letzten Punkt und haben eher den Charakter einer sich annähernden Fragestellung, als daß sie beanspruchen, diesen Zusammenhang erschöpfend zu behandeln.

In diesem Brief, den ich gerade erwähnte, spricht Lacan an einer zentralen Stelle davon, daß der Analytiker in seiner Analyse zum Enthusiasmus gelangt sein muß, um als solcher wirken zu können. Dieser Hinweis auf den Enthusiasmus hat mich zunächst einmal überrascht und war für das, was meine bisherigen Überlegungen dazu betraf, einigermaßen neu. Wenn man sich jemanden vorstellt, der begeistert ist, so ist das eine Vorstellung, die man in der Regel nicht mit einem Analytiker in Verbindung bringt. Ist man da

nicht eher geneigt, sich an Freud zu halten, der irgendwo davon spricht, daß der Analytiker seinem kühlen Urteil folgen solle. Die Frage ist, ob sich das gegenseitig ausschließt.

Mir ist dann wieder eingefallen, daß ich vor einigen Jahren einmal geschrieben habe, es sei ein Skandal, daß die Analytiker so wenig Feuer unterm Arsch haben, so daß nach fast 100 Jahren Psychoanalyse die grundlegensten Tatsachen, mit denen sie täglich zu tun hat, kaum Verbreitung gefunden haben. Zum Beispiel wird in der Öffentlichkeit häufig von Verdrängung geredet, und oft tragen da auch gerade Analytiker zu allen möglichen Konfusionen bei, stattum beim Beispiel der Verdrängung zu bleiben - zunächst einmal den grundlegenden Unterschied zwischen einer Vorstellung und einem Affekt in diesem Triebschicksal herauszustellen. Mir ist völlig unklar, wie man da noch etwas mit und von der Psychoanalyse begreifen will, wenn derart grundlegende Dinge bereits durcheinandergeraten.

Sie kennen sicher das Gerede von den unterdrückten oder Verdrängten Gefühlen, deren Befreiung man allerorten zu beschwören versucht. So war und ist auch von einer befreiten Sexualität die Rede, allerdings unter der Bedingung, weiterhinverkennen zu können, daß sie gerade nicht in Bettgeschichten aufgeht. Freud hat die Schwierigkeit, um die es geht, wenn man von der Psychoanalyse zu Sprechen versucht, in der Feststellung zum Ausdruck gebracht, daß man nicht gerade freundliche Aufnahme bei seinen Mitmenschen findet, wenn man ihnen beispielsweise von den Fehlleistungen Spricht. Und bei dem Wunsch nach Anerkennung, der aus vielen seiner Äußerungen hervorgeht, war er sich letztlich doch des Widerstandes zu bewußt, den er mit der Psychoanalyse erfahren hatte, als sich hierüber allzu sehr zu täuschen. Als ihm zu einem Jubiläum von offizieller Seite gratuliert wird, äußert er: »Wir wollen lieber alte Feinde bleiben.«

Ich will in diesem Zusammenhang einige Sätze Freuds vorlesen, mit denen er zu seinem Begriff der Sexualität Stellung nimmt und auf den Vorwurf des Pan-Sexualismus antwortet:

»Wer die Sexualität für etwas die menschliche Natur Beschämendes und Erniedrigendes hält, dem steht es ja frei, sich der vornehmeren Ausdrücke Eros und Erotik zu bedienen. Ich hätte es auch selbst von Anfang an so tun können und hätte mir dadurch viel Widerspruch erspart. Aber ich mochte es nicht, denn ich vermeide gern Konzessionen an die Schwachmütigkeit. Man kann nicht wissen, wohin man auf diesem Wege gerät, man gibt zuerst in Worten nach und dann allmählich auch in der Sache. "Wer warten kann, braucht keine Konzessionen zu machen".«

Ich denke, daß die Frage, inwieweit das Wissen der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit Aufnahme und Verbreitung findet, einen engen Bezug zum Thema unserer Tagung hat. Lacan spricht in diesem erwähnten Brief auch davon, daß der Analytiker versuchen muß, zum Wissen beizutragen, ohne das es keine Chance gibt, daß die Analyse weiter auf dem Markt gesucht wird. Dies wird nicht immer möglich sein, ohne dabei Widerspruch zu erregen, wenn man in den Worten nicht nachgeben will, deren Gebrauch für die Psychoanalyse notwendig ist. Außerdem stößt man in der theoretischen Arbeit auf Widersprüche, die anzeigen, daß das Wissen, mit dem die Psychoanalyse zu tun hat, ganz und gar nicht fertig ist.

Ich will mich nun meinem Thema weiter nähern, indem ich eine Bestimmung aufgreife, die Kant einmal vom Enthusiasmus gegeben hat. Er schreibt, es handele sich dabei um eine

»...Anspannung der Kräfte durch Ideen, welche dem Gemüte einen Schwung geben, der weit mächtiger und dauerhafter wirkt als der Antrieb durch Sinnesvorstellungen.«

Lacan geht es in diesem Brief darum, den Enthusiasmus als einen Zustand zu bestimmen, der dazu führen kann, mit dem Wissen der Psychoanalyse weiterzukommen, da es weiterhin erfunden wer den muß, wie es an einer Stelle heißt.

Eine erste Überlegung sagt dann, daß der Enthusiasmus einen Gegenpol bildet zu der Feststellung, die Lacan in Encore trifft, wo er sagt, daß es keinen Wissenstrieb gibt, vom dem Freud gelegentlich spricht. Es heißt dort, »es gibt kein Begehren zu wissen ... das Wissen ist vollkommen begrenzt auf jenes insuffiziente Genießen, das konstituiert ist, dadurch daß der Mensch spricht ... Das Unbewußte, das ist, auch daß das Sein dächte ... das Unbewußte, das ist,

daß das Sein, indem es spricht, genießen soll und ... nichts weiter davon wissen möchte.«

Eine weitere Überlegung wäre dann die, daß das Wissen herausgearbeitet werden kann, soweit es sich von diesem Genießen trennten läßt. Dies würde voraussetzen, sich zunächst darauf eingelassen zu haben. Ich will an dieser Stelle daran erinnern, daß Lacan zur Eröffnung seines 20. Seminars sagt:

»Mir ist aufgegangen, daß das, was meinen Weg ausmachte, von der Ordnung des "Ich will davon nichts wissen" war.«

Er weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß er sich in seinem Seminar seinen Hörern gegenüber in der Position des Analysanten seines »Ich will davon nichts wissen« befindet, in einer anderen Position also als die des Analytikers in der Analyse.

In diesem Seminar geht es auch um die Thematisierung eines anderen Genießens. Um das Genießen der Mysterikerinnen, das sie empfinden, wovon sie aber nicht wissen, was sie genießen. Wenn man dem Wort Enthusiasmus nachgeht, wird klar, daß es hier einen Zusammenhang gibt, da es sich von dem griechischen Wort Entheos herleitet, das soviel heißt wie »voll von Gott sein« und damit auch von Gott begeistert, bewegt zu sein. Ich denke, daß man hier zwei Momente unterscheiden kann. Einerseits den Moment der halluzinatorischen Begegnung, der Vereinigung mit Gott in der Unio Mystika, das Ruhen in Gott und andererseits das Bewegtsein, das dies zur Folge hat, ein Schwimmen im Signifikanten, ein Heranschreiben an diese Begegnung mit etwas, das auch ein Signifikant ist. Das wird dann zu dem Besten gehören, was man lesen kann. Ein langes Heranschreiben an das Unerkennbare.

Ichwill diese Überlegungen schließen mit einem Hinweis auf das fünste Kapitel des Seminars 11, wo Lacan im Zusammenhang des Traums »Vater, siehst du denn nicht, daß ich verbrenne« von der Funktion des Vaters spricht und sagt:

»Die einzige zutreffende Formel für den Atheismus wäre, daß Gott unbewußt ist.«

Daran schließt sich die Frage an, ob nicht der Enthusiasmus, dem ich anfangs ausgegangen bin, den Analytiker dahin bringt,

dem Unbewußten vor allem anderen den Vorzug zu geben. Dies muß nicht gleich einem Zustand göttlicher Verrücktheit entsprechen, wie er in den religiösen Mysterien beschrieben ist. Vielmehr geht es in der Analyse um eine Bewegung zwischen der Docta Ignorantia und dem Einsatz des Wissens, um Zugang zum Unbewußten zu finden, im verknoteten Register des Wissens.

Ich will an dieser Stelle einen Schnitt machen, um noch einen anderen Zugang zu wählen. Während ich mich mit diesem Thema beschäftigte, bin ich auf einen Text von Cioran gestoßen, der den Titelträgt: »Der Enthusiasmus als Form der Liebe«. Cioran versucht den Enthusiasmus als Leidenschaft zu bestimmen, der das Objekt ermangelt. Er schreibt:

»Der Enthusiasmus ist eine Liebe, deren Objekt sich noch nicht herausgebildet hat ... Von allen Formen der Liebe ist der Enthusiasmus die von Geschlechtlichkeit am gründlichsten geläuterte.«

In diesem Zusammenhang ist das Kapitel »Verliebtheit und Hypnose« in Massenpsychologie und Ich-Analyse ein elementares Stück psychoanalytischer Theorie. Thomas Kittelmann hat Ihnen heute morgen bereits eine Passage daraus zitiert, in der Freud feststellt, daß die Hingabe an abstrakte Ideen von der Liebe nicht zu trennen ist, das heißt, eine ihrer Formen sein kann. In diesem Kapitel geht es ganz wesentlich um die Stellung des Objekts, die dann im Text unter dem Aspekt von Bindung und Entbindung im Verhältnis zum Subjekt und zur Libido behandelt wird.

Ich will das jetzt nicht in dieser Ausführlichkeit aufgreisen, sondernes bei der Erinnerung an das kleine Schema belassen, das Sie am Ende dieses Kapitels finden, und das die Möglichkeit der Überdeckung des Zusammenfallens von Ich-Ideal und Objekt veranschaulicht. Freud kommt, nachdem er versucht hat, den Unterschied von Identifizierung und Verliebtheit zu bestimmen, auf die Hypnose zurück und stellt fest, daß das, worum es bei der Verliebtheit geht, in der Hypnosenoch deutlicher hervortritt. Er schreibt, für den Hypnotisierten ist der Hypnotiseur das einzige Objekt. Das Ich erlebt traumhaft, was er behauptet und fordert. Die dabei völlige Abwesen

heit von Strebungen mit ungehemmten Sexualzielen trägt zur extremen Reinheit der Erscheinungen der Verliebtheit weiteres bei. Die hypnotische Beziehung ist eine uneingeschränkte verliebte Hingabe bei Ausschluß sexueller Befriedigung.

Strukturell entsprechen die in diesem Text behaupteten Vorgänge auch dem Vorgang, nach dem sich das Ich überhaupt bildet, nämlich aus der Folge seiner Identifizierungen mit den geliebten Objekten. Die Identifizierung bildet sozusagen einen Notausgang der Liebe, indem sie deren Objekte - zum Beispiel infolge der Verdrängung der infantilen Sexualität - deren verlorene Objekte im Ich ersetzt.

Vergegenwärtigen wir uns in diesem Zusammenhang auch, daß die Identifizierung mit dem aufgegebenen Objekt gleichzeitig auch das zentrale Moment dessen ist, was Freud als den grundlegenden Zug der Melancholie beschrieben hat. Bei der Melancholie handelt es sich um einen Zustand, der dem Enthusiasmus ziemlich entgegengesetzt ist. Vielleicht läßt sich aus diesem Gegensatz für letzteren etwas begreifen, wenn Sie bedenken, daß der Gegensatz der Melancholie die Manie ist, in die die Melancholie manchmal umschlägt. Dies ist der Fall, wenn ein lange unterhaltener psychischer Aufwand endlich überflüssig wird. In der Manie muß das Ich den Verlust des Objekts überwunden haben, schreibt Freud. Der Manische demonstriert seine Befreiung von dem Objekt, an dem der Melancholiker infolge der Kritik seines Ideals so leidet.

Kann nicht die Analyse, wenn auch auf andere Weise, zu etwas ähnlichem führen? Bei ihrer Ausrichtung ginge es dann darum, daß schließlich ein Überschreiten der Ebene der Identifizierung möglich werden kann, so daß infolge einer Reduktion der Ideale das Objekt aus dem identifizierenden Einschluß des Selbstbildes freikommen kann.

Nachdem Lacan am Ende des Seminars 11, an dem er auch die Frage des Endes der Analyse aufgreift, in etwas anderem Zusammenhang von der Tötung des Objekts gesprochen hat, sagt er - und damit möchte ich schließen -:

»Es geht hier um eine Grenzposition, an der wir begreifen, warum der Mensch seine Situation auf einem Feld, das ein Feld des wiedergefundenen Wissens wäre, erst zu entwerfen vermag, nachdem er jene Grenze ausgeschritten hat, an die er als Begehren gefesselt ist. Die Liebe, von der manche Leute meinen, wir hätten sie zuerst in den Dreck gezogen, vermag sich nur in jenem Jenseits zu setzen, indem sie auf ihr Objekt Verzicht tut.«

Eva Maria Jobst

O Captain, my Captain!

Ich werde heute abendzu Ihnen sprechen von einem Film, anläßlich eines Films - einer Schulgeschichte: Dead Poets Society/Der Club der toten Dichter - des Australiers Peter Weir, dessen ungeheurer Erfolg mich, da er mir unheimlich war, zum Nachdenken gebracht

Gesehen habe ich den Film zu einem Zeitpunkt, da wir uns im Arbeitsfeld »Hystorie der Psychoanalyse« mit Texten aus der Früh-Zeit der Analyse zu ihrer Anwendung in anderen Wissensgebieten auseinandergesetzt haben - denken Sie nur an den 1913 in der Imago ercal. erschienenen Artikel Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften von Rank und Sachs. Die Lektüre galt auch der Frage, ob dort die Freudsche Herausforderung angenommen wurde und wird. Nun, die Pädagogik hat, so scheint es, die Segel gestrichen trotz der einst vielverheißenden Ansätze; ich denke nicht nur an so berühmte Analytikerinnen wie Anna Freud, sondern beispielsweise auch an den Schweizer Schulmeister und Analytiker, Mitglied auch der o. der Schweizer Schulmeister und Analysmer, Sen D.: der Schweizer Psychoanalytischen Gesellschaft, Hans Zulliger, des-Sen Bücher noch in den fünfziger Jahren - was heute undenkbar wäre in einem renommierten Schulbuchverlag erscheinen konnten, oder an den über Jahrzehnte mit Freud korrespondierenden protestanti-Schen Schweizer Pfarrer Oskar Pfister. Dieser schreibt im Vorwort dritten Auflage seiner »Psychoanalytischen Methode« von 1923:



»Allein, während ich vor einem Jahrzehnt nur wenige wackere Kämpen an meiner Seite sah, ist seither die Pädanalyse in die weite Welt hinausgedrungen und hat eine Reihe schöpferischer Kräfte diesseits und jenseits des Ozeans wachgerufen. Ein Pädagoge, der die Psychoanalyse nicht kennte, würde an den meisten Orten nicht mehr als auf den Höhen des gegenwärtigen Wissens anerkannt.«

Vielleicht ist es auch Ihnen gegenüber, meine Damen und Herren, nicht ungehörig, noch einmal zu unterstreichen, daß sich Freud zeit seines Schaffens immer wieder die Frage nach dem Beitrag der Erziehung zur Minderung oder Milderung des Unbehagens in der Kulturgestellt hat. Zur Erinnerung will ich eine Äußerung von 1933 zitieren: » ... an einem Thema kann ich nicht so leicht vorbeigehen, nicht weil ich besonders viel davon verstehe oder selbst soviel dazugetan habe. Ganz im Gegenteil, ich habe mich kaum je damit beschäftigt. Aber es ist so überaus wichtig, so reich an Hoffnungen für die Zukunft, vielleicht das wichtigste von allem, was die Analyse betreibt. Ich meine die Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik, die Erziehung der nächsten Generation« (GW XV,157) - eine Erziehung, so schreibt Freud im Geleitwort zu Aichhorns Verwahrloste Jugend von 1925, »die das Kind auf seinem Weg zur Reife leiten, fördern und gegen Irrungen sichern will.«

Nun, seine Skepsis gegenüber dieser Hoffnung, wie sie im nämlichen Geleitwort zum Ausdruck kommt, hat Recht behalten. Wer würde heutigentags nicht Catherine Millot zustimmen, wenn sie die Freudsche Erwartung kategorisch zurückweist: »Es kann keine Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik geben. Ein solcher Versuch kann sich nur auf ein Mißverständnis stützen, auf den Glauben, daß ein Wissen über das Unbewußte erlaubt, sein Meister zu werden, daß in diesem Feld Wissen und Können (pouvoir) eins seien« (Freud - Anti-Pédagogue, S. 160).

Bedeuten Kritik und Ablehnung einer psychoanalytischen Pädagogik auch und zugleich, daß jedwede Bemühung, Analyse auf dem Feld der Erziehung wirksam werden zu lassen, an der Unmöglichkeit scheitert, das zu beherrschen, was als Reales der Symbolisierung widersteht?

Ich denke, es gilt, diese Frage offenzuhalten - an ihr zu arbeiten - anstatt sie zu schließen durch eine Gewißheit, aus der heraus z.B. der Rückzug der Erziehung aus der Schule umstandslos begrüßt oder der Verzicht auf die Aufrichtung eines Ideals an diesem Ort gefordert werden.

In Zukunft einer Illusion besetzt die Wissenschaft den Platz des Ideals und nährt die Hoffnung, daß der Mensch "dadurch, daß er seine Erwartungen vom Jenseits abzieht und alle freigewordenen Kräfte auf das irdische Leben konzentriert, wahrscheinlich erreichen lönnen wird, daß das Leben für alle erträglich wird und die Kultur keinen mehr erdrückt. Dann wird er ohne Bedauern mit einem unserer Unglaubensgenossen sagen dürfen: »Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen« (GW XIV,374).

Die Wissenschaft aber, die die religiöse Illusion ablösen sollte, wie auch die auf der Wissenschaft begründeten säkularen Fortschrittsideen haben ihre Wirkmächtigkeit als Ideal weitgehend verloren, so daß sie nur bedingt noch als Fluchtpunkt schulischer oder universitärer Bildungsprozesse Geltung beanspruchen können.

Und gleichwohl häufen sich die Klagen über das Versagen oder den Ausfall der die unmöglichen Berufe des Erziehens und des Regierens repräsentierenden Instanzen. Scheinen doch aus dieser "Leere«, von der Alain Touraine in einem Aufsatz, der in der Sommerausgabe des Globe erschienen ist, sagt, daß wur alle sie spüren«, allerlei untergegangen oder besiegt geglaubte Ungeheuer aufzuerstehen. Touraine wie auch andere machen diese »Leere« - das Fehlen eines das gesellschaftliche Leben zentrierenden »demokratischen Ideals« - mitverantwortlich für die Flucht in die »künstlichen Paradiese« der Droge, die Suche nach den »Verlorenen Paradiesen« der Religionen, den Aufschwung neofaschistischer Bewegungen sowie die Zunahme von Hordenkämpfen der Großstadtgangs und Hooligans.

In der Tat läßt sich fragen, wer denn, wenn die Regierenden und Erziehenden demissionieren, den Platz zu besetzen vermöchte, von dem aus vor allem Kinder und Jugendliche einzuführen wären in die Dimension des Gesetzes, von dem aus dem Gesellschaftsmitgliedern die Anerkennung seiner Notwendigkeit nicht nur abverlangt, sondern allererst ermöglicht würde. Stattdessen erhebt sich anstelle verantwortlicher Rede eine Kakophonie von Ansprüchen, die nicht geeignet zu sein scheinen, die Ungeheuer auch nur zu besänstigen.

Auffällig ist hier, daß etwa im Zusammenhang mit dem Erschrecken oder der Hilflosigkeit angesichts der Bandenkriege der Jugendlichen in einer Großstadt wie Berlin und der ihnen zugeschriebenen gleichgültigen Brutalität wiederum die Erzieher, d.h. die Lehrer ins Zentrum der öffentlichen Kritik gerückt sind. Damit wiederholt sich eine Erklärungs- und Kritikfigur, die in eigentümlichem Gegensatz steht zu der Entwicklung der Entpägagogisierung der Schule zugunsten der Konzentration des Interesses auf die Verfeinerung der Übermittlungsmethoden des Wissens und der Motivationsstrategien, hinter denen der Lehrer als Pädagoge verschwindet.

Dieser Widerspruch läßt sich auch so zuspitzen: Wenn sich im gesellschaftlichen Leben Abfälle und andere Störungen unliebsam bemerkbar machen, heften sie sich alsbald als schier unbegrenzt erfüllbar gedachte Wünsche in Form von Erziehungszielen oder Lernzielen an die Institution Schule oder vielmehr die Lehrer. Dabei scheint es den Mangelverwaltern keinerlei Problem zu bereiten, diese Ziele in Schulfächer zu packen, von einem »Wissensgebiet Ethik« zu sprechen, wenn die Erziehung zu so hehren Idealen wie »Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit, Solidarität, Toleranz und Wahrhaftigkeit« gemeint ist - und sie einem Ideal von steuerbaren und meßbaren Lernprozessen zu unterwerfen, in denen der Lehrer als Herr des Wissens dieses portionsweise den Schülern verabreicht (1968 sagt Lacan in seinem Seminar L'Envers de la psychanalyse seinen studentischen Hörern, sie seien die unités de valeurs, die Scheine des universitären Diskurses).

Daß dies nicht klappt, davon legen nicht nur Schüler und Lehrer beredt oder stumm Zeugnis ab. Doch die Wünsche persistieren und verschaffen sich symptomatische Befriedigung.

Ein Symptom der hier umrissenen Situation nun ist, so meine ich, der ungeahnte Erfolg des eher bescheiden und mit geringem

Werbeaufwand daherkommenden, konventionell gedrehten Holly-woodfilms Der Club der toten Dichter, der nicht nur in den USA zum Kassenschlager wurde - dort spielte er 50 Millionen Dollar ein sondern auch in Europa in wenigen Monaten ein Millionenpublikum erreicht und begeistert hat. (In der BRD war ihm nach einem halben Jahr mit knapp 3 Millionen Zuschauern die Goldene Leinwand sicher.)

Zunächst erscheint dieser Erfolg schier unbegreiflich:

Zum einen ist die Filmhandlung zurückverlegt in den Herbst des Jahres 1959; zum andern - und das wiegt schwerer - hat kaum einer der erwachsenen oder jugendlichen Zuschauer jemals den Typ von Schule kennengelernt, der Ort des Dramas und der Botschaft des Films ist, die doch als unmittelbar zeitgenössisch wahrgenommen wird.

Welton Academy, das in anglisierendem gotischen Stil einem Schlosse ähnlich erbaute und in einer überwältigend schönen und Weitläufigen Landschaft Neuenglands gelegene College wirkt - mitsamt seinem Personal - jeder Realität entrückt. Vielleicht ist es gerade diese Entrückung, die erlaubt, daß sich das Drama als gegenwärtiges entrollen kann. Und vielleicht ist sie auch eine notwendige Voraussetzung dafür, daß der Zuschauer diesen Ort als »finsteres Gemäuer« und die Lehrer und Eltern als »herzlose Monster«, so die Kritikerin der taz, sieht und erinnert. Mir hat sich die Frage gestellt, ob diese, wie ich meine, verzerrende Wahrnehmung eine wesentliche Bedingung dafür ist, daß der Held des Films, der junge Englischlehter Mr. Keating, seine Verführungsmacht ausüben kann, ohne daß das ihr anhaftende Monströse bewußt wird.

Deshalb werde ich Ihnen eine andere Lektüre von Welton Academy vorschlagen, die diese Schule und ihre Lehrer in unsre Erfahrung einrückt und zugleich das ihr Fremde hervorhebt.

Die am College lehren und die es besuchen - wie auch die es Inanzierenden Eltern - sind eingebunden in eine hundertjährige Film eröffnet, diese bestätigt. Stolz entrollen in der Aula oder der Kapelle vier die mit Auszeichnungen geschmückte Schuluniform

tragende Schüler - die späteren Protagonisten des »subversiven Geheimclubs« der toten Dichter - die Schulbanner und erläutern den staunenden Neuen die Ideale der Anstalt: Tradition, Ehre, Disziplin und Exzellenz.

Unter den nicht minder stolzen Blicken der Eltern entzünden diese ihre Kerzen an dem vom Direktor dargereichten "Licht des Wissens", eines dem Herrendiskurs dienenden Wissens, dessen Übermittlung ausschließlicher Zweck des Internats ist, das für die renommiertesten Eliteuniversitäten vorbereitet, eines Wissens, dessen Erwerb denen, die sich unterwerfen gemäß dem Wahlspruch non scolae sed vitae discimus, einen mehr als konfortablen Platz im Leben garantiert - als Banker, Advokaten, Ärzte...

Während der Eröffnungssequenz ist nichts zu spüren von einem Klima der Unterdrückung oder einer auch nur unterschwelligen Revolte. Nichts - nicht die parodistische Umbenennung der Traditionswerte durch die Schüler, die sie soeben noch beschworen haben, nicht die verbotenen Genüsse (das Rauchen, die Bastelei an einer Radioantenne), nicht die unerbittliche Strenge der Lehrer erinnert an die nur zu bekannten Paukerfilme oder die literarichen Schultragödien.

Die Zöglinge in Welton versagen sich den Ansprüchen ihrer Väter und der neben und nach diesen die herrschende Ordnung repräsentierenden Lehrer nicht - wegen der - wie schon gesagt versprochenen Gratifikationen, aber auch aus innerem Einverständnis mit den väterlichen Idealen.

Endlich: Wenn die Schultüren sich nach der Feier schließen, wird zugleich mit der Außenwelt ein Stück übermäßiger Elternansprüche abgewiesen und den Jugendlichen die Möglichkeit eröffnet, wihren Zusammenhang mit dem elterlichen Haus und ihrer Familie zu lockern« (GW VIII,62).

Weltons Lehrer scheinen die ihnen von den Vätern geliehene Macht nicht zu usurpieren, nicht mit roher Gewalt danach zu trachten, ihre Anforderungen durchzusetzen. Zumindest gilt dies für Mr. Allister, den Lateinlehrer, dessen Unterricht in zwei kurzen Sequenzen vorgeführt wird und der Mr. Keatings Pädagogik mit Neugier und

Skepsis wohlwollend verfolgen wird.

Ist er nicht einer, der die Ablösung vom väterlichen Ich-Ideal und die Ausbildung eines unpersönlichen Gewissens stützen könnte, da er nicht darauf aus ist, durch die Schüler und mit ihnen seinen eigenen Narzismus zu befriedigen?

Ohne Leidenschaft, nüchtern, aber nicht unfreundlich spaziert er mit den Lateinschülern über den Schulhof, den auf dem Weg begegnenden Dingen lateinische Namen gebend. Im Klassenzimmer läßt er sie im Chor Nomina deklinieren nach einem Rhythmus, der mich an Jacques Brels (Schul-)Tango Rosa, rosa, rosam erinnert, in dem es heißt, daß die Schüler das Nomen rosa mit kühlem Herzen herunterleiern, dem Tango der Deklination aber auch die Inklination für die Rosa aus Fleisch und Blut vorziehen können. Wozu dieser Tango, »der älteste der Welt«, noch taugt, auch das hören wir bei Brel er schützt vor allzu überschwenglichen »Knabenmorgenblütenträumen«

Und Mr. Allister warnt den jungen Literaturlehrer vor den Gefahren eines Unterrichts, der die Schüler ermutigt, davon zu träumen, Rembrandts, Shakespeares oder Mozarts zu werden. Zur Begründung zitiert er den Vers »Zeig mir ein Herz, frei von törichten Träumen, und ich zeige dir einen glücklichen Mann«. Zeigt Mr. Allister dergestalt nicht eine Haltung, die notwendige Voraussetzung dafür ist, die Schüler auf die Anerkennung der Realität hin zu erziehen, anstatt daß er sich benimmt wie einer, der »Leute, die auf Polarexpedition gehen, mit Sommerkleidern und Karten der oberitalienischen Seen ausrüsten würde«, wie es Freud der Erziehung, sofern sie eitle Glückserwartungen weckt, vorwirft (GW XIV,494 A.1)? Doch Freud hat, wenn er der »Stimme des Intellekts« Gehör verschaffen will, nicht die Ausbildung vernünftelnden Gleichmuts gegenüber der »grausamen Wirklichkeit« verlangt.

Überdies: Mr. Allister mag zwar darauf verzichten, »das junge Seelenleben (...) nach seinen persönlichen Idealen zu formen«, wie es in Freuds Vorrede zu dem bereits erwähnten Buch von Pfister heißt, er unterläßt es aber gleichermaßen, die Schüler nach ihren »Dispositionen und Möglichkeiten« zu fördern (GW X,450).

Das Anhäufen von Wissen, das übereignet und auch enteignet werden kann, wird der »strahlenden Intelligenz eines Kindes«, so Freud, kaum förderlich sein, und Drill und Dressur sind, mögen sie auch gesellschaftlichen Erfolg versprechen, gewiß keine günstigen Bedingungen für die Entfaltung eines »kräftigen Forschertriebes« (Studienausgabe X,106), auch wenn sie diese nicht gänzlich verhindern. (So zeigt der Film zwei Schüler im Studiersaal bei der Entwicklung und Konstruktion einer Radioantenne, die sie später auf dem Glockenturm des Internats erfolgreich erproben: Ausgelassen tanzen sie zum von Radio Free America übertragenen Rock'n Roll.)

Aber der Fim zeigt keinen Lehrer, der durch seine bloß hörende Anwesenheit es einem Schüler ermöglichte, ein Wissen zu produzieren, in dem sich »Hoffungsvolles (und) Anstößiges« sagen würde, wovon Freud schreibt, daß es »die neue Generation (auszeichne) und die Ablösung vom Vater zur Bedingung (habe)« (GW X, 207).

Haben also die Kritiker doch Recht, wenn sie der Lehrer »väterliche Sorge um die Schüler« als Fassade entlarven und in ihrer Haltung »die Tödlichkeit mißbrauchter Autorität« (so der Kritiker der Welt) wiedererkennen? Daß die Lehrer, wie ich meine, versagen, rechtfertigt diesen Vorwurf der Monstruosität nicht. Dies Zerrbildist aber notwendig, damit sich von ihm umso strahlender der Held des Filmes ablöse - und es wäre zu fragen, ob es nicht just seine Wahrheit verrät.

Mr. Keating erscheint auf den ersten Blick als derjenige, der das Verbot, »das Denken an das zu wenden, was [die Schüler und Zuschauer] am meisten interessiert (...), nämlich an die Probleme des Geschlechtslebens« (GW XIV,371), aufbricht, spricht er doch vom Tod und von der Liebe. Die Sprache, so lehrt er seine staunenden Schüler, sei zu nichs anderem geschaffen, als Frauen zu umwerben; Poesie, so lehrt er den ungläubigen Charly, den die Idee eines bloß Gedichte rezitierenden Geheimclubs nicht recht zu begeistern vermag, Poesie läßt »Frauen dahinschmelzen und Götter erstehen.«

Aber Mr. Keating fasziniert so nicht nur seine Schüler! Millionen von Zuschauern schlägt er in seinen Bann, unter ihnen auch und gerade die Lehrer, die den Schülern einen Unterricht anbieten, der ihnen »Spaß machen« soll, vor allem wegen des Umstands, daß sie selbst bestimmen können, was sie lernen möchten, und wissen sollen, was sie wollen - einen Unterricht freilich, den diese schnöde zurückweisen. Schier mühelos dagegen, so fast einhellig die Filmkritik, schürt dieser Lehrer den »Geist jugendlicher Auflehnung« auf dem Weg zu eigenen Überzeugungen, zum »Freidenkertum«, wie es Mr. Keating nennt.

Genügt zum Begreifen dieses »Wunders«, daß Keating charakterisiert wird als »ein Lehrer, wie man ihn sich nur wünschen kann, sympathisch, offen, von lebhafter Klugheit und voller witziger, überraschender Ideen, die er ganz ohne didaktische Verrenkungen locker in die Praxis seiner Schulstunden umsetzt« (Neue Züricher Zeitung)? Genügt dies, damit, wie der Filmregisseur nach seinem Erfolg Le Monde verrät, Keating als »archetypische Vaterfigur« von den Jugendlichen angenommen werde, die verzweifelt nach einem Standpunkt, nach einer Ethik suchten, da ihre Eltern, die 60er Generation, die Gesetze, die Werte und die moralischen Strukturen zerbrochen hätten?

Nun, ich kann dieser Lektüre nicht folgen. Nicht eine freundlich-entschiedene Aufforderung, ein Eignes zu suchen, den individuellen Gang zu finden und die persönliche Überzeugung standhaft gegen Konformismus zu verteidigen, begründet den Erfolg und den herausfordernden Reiz der Figur, sondern daß Keating - gegen die Zeit und ihre Geister - als Meister auftritt, als Herr der Wünsche, der über das geheime Zauberwort verfügt, den Sesam ihrer Erfüllung zu öffnen - wir werden noch hören, um welchen Preis.

Worin aber besteht seine Meisterschaft? Gewiß nur in zweiter Linie darin, daß er allerlei pädagogische Kunststückchen perfekt beherrscht und einsetzt.

Wichtig erscheint mir zunächst, daß er keine neue Genealogie begründet, sondern sich in die Traditionvon Welton College fügt: Im Ahnensaal erzählt er den Schülern, daß er einstmals ein ebenso schmächtiger, ungestalter und törichter Knabe gewesen sei, wie sie es jetzt sind, und gleichwohl jetzt als intellektuelles Genie vor ihnen stehe, nachdem ihm justament diese Schule ein vorzüglich abgeschlossenes Studium an einer hervorragenden Universität ermöglicht habe. So abgestützt und fast unmerklich gibt er in einem zweiten Moment dem in Welton herrschenden Signifikanten der Exzellenz eine neue Stütze und eröffnet ihm ein neues Wirkungsfeld, ihn durch einen anderen Signifikanten ersetzend.

Grundlage und Voraussetzung der Exzellenz sind nicht länger das Lehramt, der Lehrplan oder das erprobte Buchwissen, sondern sie schließt sich kurz mit seiner Person. Dieser Kurzschluß zeigt sich etwa in folgender Szene: Charly, einem Clubmitglied, droht, da er in der Schülerzeitung die unerhörte Aufnahme von Mädchen gefordert hat, der Schulverweis. Er vermag nicht einzusehen, wessen er da verlustig ginge; Keating jedoch weiß es - Charly würde nicht länger seinen Unterricht genießen können!

Und Exzellenz, signifiziert, ersetzt durch carpe diem, zeigt sich in dem Vermögen, die Träume beim Schopf zu packen, um nicht in der Stunde des ungewissen Todes »nicht gelebt« zu haben.

Entscheidend nun für die suggestive Kraft dieser Botschaft ist nicht diese selbst, sondern der inaugurale Akt von Keatings erster Lehrstunde, in der sich seine Stimme - die zuvor im Klassenzimmer einverführerischen Liedchen gepfiffen und die Schüler in die Ahnenhalle gelockt hatte, wo sie lauschend die starren Gesichter verstorbe ner Schülergenerationen fixieren - in der diese Stimme sich von ihm ablöst, so daß sie aus der Stille auftaucht - von nirgendwo, aus den Photographien der Ahnen, aus dem Innern der Schüler selbst - für die Zuschauer aus dem Off- um eindringlich ihr gebieterisches Genießel zu flüstern. Dieser Stimme folgen die Schüler, wenn sie zunächst noch zögernd, doch dann bedingungslos-begeistert ihren neuen Herrn anrufen: O captain, my captain. Auch diese Form des J'ouis/Ich höre hat die Stimme insinuiert: »O captain, my captain« ist der Titel eines den ermordeten Abraham Lincoln preisenden Gedichts von Walt Whitman, dessen Porträt im Klassenzimmer über der Tafel hängt und dessen Poeme die Lehre Keatings nähren.

Was dann folgt, illustriert, so scheint mir, was Freud im Hinblick auf die analytische Situation eine Suggestivbehandlung

nennt. Vergleichbar einem »jungen und eifrigen Psychoanalytiker (setzt) er viel von der eigenen Individualität (ein), um den [Schüler] mit sich fortzureißen und ihn im Schwung über die Schranken seiner engen Persönlichkeit zu erheben« (GW VIII,383). In einer therapeutischen Szene vor der gesamten Schulklasse führt Keating die »kathartische Druckmethode« vor an Anderson, einem schüchternen Schüler, der sich weigert, sein Gedicht vorzutragen, ja vorgibt, keines Verfertigt zu haben. Keating entbindet so - indem er versichert, daß sie alle sehen werden, daß in Anderson viel Wertvolles stecke, unter Heulen und Zähneklappern ein kleines lyrisches Meisterwerk - das, liest man im »Buch zum Film« nach, ganz im Sinne von Keatings Botschaft gehalten ist.

Die schädlichen suggestivem Effekte, vor denen Freud warnt, zeigen sich bei nahezu allen Schülern: Begierig neigen sie sich dem zu, der zumeist aus der Hocke zu ihnen spricht, zerreißen auf seinen Befehl, ohne Nachfrage oder Einspruch, die doktrinären Passagen ihres Lyriklehrbuches, treten voller Kraft, des Lehrers Devisen brüllend, in den Ball, verfallen auf seine anfeuernden Rufe hin in Gleichschritt, steigen auf sein Drängen hin aufs Pult, von wo sich nicht wie die Lemminge hinabzustürzen er sie mahnt - um dann doch, im Schlußtableau des Films, von der Kritik als befreiender Akt der Insubordination gefeiert, in einer uniformierten militärischen Formation zu erstarren

Nicht Identifikation also, sondern Verliebtheit, ja Liebesverblendung zeichnet diesen erzieherischen Rapport aus. Ihre suggestive Kraft verleiht dem Erzieher, der den Platz des Ich-Ideals hält, welches das der Schüler ersetzt, die Macht, sie seiner eignen Rede zu unterwerfen und ihnen, aber auch sich, narzißtische Befriedigung zu verschaffen. Das mag auch ein Stück weit erklären, daß Keating »eine gewisse Freiheit von der Kritik genießt« (GW XIII,123), so daß die Schüler - aber auch die Zuschauer! - die Widersprüche, die Lüge in seinem Benehmen nicht wahrnehmen. So neigt Keating zu unsanften Provokationen, wenn er z.B. einen die Antwort verweigernden Schüler fragt, ob er ein »Mann« sei oder ein »Maulwurf«, einen anderen »Lümmel« schilt oder einem, gleich bei der ersten Begegnung, mit-

teilt, welch unseligen Namen er doch trage, und sie alle so dem entlastenden Gelächter der Mitschüler (und Zuschauer) preisgibt. Sie verlangen auch keinerlei Begründung für sein aggressives Verhalten, etwa seine Ausfälle gegen den Verfasser des Lyrikwerkes Mr. Prichard (»Kot«, beschimpfter ihn, »Abfall, Eiter« nennt er das Werk). Selbst Charly, der als *Nowonder* Keating konkurriert und als einziger sich hin und wieder verweigert, überhaupt Keatings Programm mehr als Spiel denn als »unerbittlichen Kampf« begreift, fügt sich dessen Urteilen.

Aufgrund dieses Umstands ist es auch nicht verwunderlich, daß die Zuschauer - die sich nicht mit Keating oder den Schülern identifizieren - im Rausch der Hymne an das Leben, so betitelt Le Monde seine Kritik, ihre Ohren betäuben, so daß sie nicht hören, was doch auch zu sehen ist - die destruktiven, tödlichen Lockungen des »Lebenskultes«. Diese Gewalttätigkeit läßt sich auf allen Ebenen des Films zeigen; ich will nur einige literarische Texte zitieren, da die »Poesie« gewissermaßen der Operator von Keatings Heilsbotschaft ist, da er sie gleichsetzt mit dem vorwärtsstürmenden, alle Schranken niederreißenden, allmächtigen élan vital der Jugend.

Da sind zum einen die - auf einige Zuschauer eher lächerlich wirkende - Losungen, die die Schüler während des Balltrainings rufen müssen und die da lauten: »Wir wollen kämpfen, auch wenn der Feind in der Überzahl ist!« - »Ich sehe den Gewehrmündungen unerschrocken entgegen!« - »Sei in deinem Tun ein Gott!«

Wirksam vor allem ist ein Gedicht von Thoreau, das als Motto Keatings Gedichtband schmückt und zur Eröffnung einer jeden Clubsitzungvorgetragen werden muß: »Ich ging in die Wälder, denn ich begehrte, frei zu leben, das Mark des Lebens auszusaugen und auszurotten, was nicht lebensfähig war.«

Womöglich aber vernimmt und genießt der Zuschauer diese Präsenz des Todes im Film, die von Anfang an da ist in den Bildern, in der Musik und in der Dramaturgie, so wie sie Neil Perry spürt, der liebenswerte, strebsame und sensible Junge, der einmal so werden soll, wie sein Vater nicht geworden ist.

Er, der am leidenschaftlichsten und bedingungslosesten dem

Lehrer folgt - er findet das alte Jahrbuch von 1942, das Keating und den Club erwähnt, er wirbt für die Nachfolge und stöbert Keatings alte Gedichtanthologie auf - er entdeckt seine Passion für die Schauspielerei. Während die anderen Keatings Losung, das carpe diem, und die Poesie alltagspraktisch umsetzen, z.B. in Liebeshändeln - öffnet sich für ihn mit der Kunst das Reich der Träume und Schattenjenseits der Alltagswelt. So wird er also gegen das im Namen der Mutter vom Vater ausgesprochene Verbot der Schauspielerei - (der Vater will den »Ruin« seines Sohnes - seinen Ruin nicht dulden) - den Puck im Sommemachtstraum spielen.

Vergebens aber wird er im Schlußmonolog die Zuschauerunter ihnen der Lehrer, die Mitschüler und in diesem Moment erst
der Vater - um Nachsicht und Milde dafür bitten, daß die »Schatten«
sie die eignen »Nachtgesichter« haben schauen lassen. Tatenlos
überhört der Lehrer diese Bitte, wie er auch schon zuvor tatenlos die
Lüge Neils nicht hat hören wollen - (Neil hatte ihm vorgeschwindelt,
sein Vater habe ihm den Premierenauftritt erlaubt) - und sieht zu, wie
Mr. Perry seinen Sohn abführt. In der nämlichen Winternacht erschießt sich Neil mit des Vaters Pistole in dessen Arbeitszimmer. Die
filmische Konstruktion der Familie läßt diesen Selbstmord durchaus
als (Selbst)Bestrafung und Rache an den Eltern deuten, doch ist er
auch eine Folge von Neils Verhältnis mit seinem Lehrer, dem er sich
als Opfer darbringt.

Im Vergleich zu der in der Schlußsequenz breit ausgeführten Bestrafung und Auflehnung der Schüler inszeniert der Regisseur den Selbstmord merkwürdig beiläufig. Deutlich jedoch treten an ihm die Male eines christlichen Opfertodes hervor - mich jedenfalls gemahnt der in die sternklare Nacht hinausschauende, von seinem Blütenkranz gleich wie von einer Dornenkrone geschmückte Neil, dessen Lippen ein Lächeln umspielt, an bekannte Christusdarstellungen. (Im Buch zum Film gibt es dazu eine aufschlußreiche Passage: Während Neil seinen Tod vorbereitet, trifft sich der Club, diesmal mit Keating, um Neil zu feiern. Zu diesem Ende rezitiert der Lehrer ein Poem zu Ehren von General Booth, des Gründers der Heilsarmee, in dem der gekrönte Christus den Verstorbenen in den Himmel erhebt;

die Schüler respondieren zwischen den Strophen die Frage: »Are you washed in the blood of the lamb?«)

Neils Tod zeigt, um welchen Preisdie Keatingsche Pädagogik triumphiert. Der Selbstmord des einen ist Bedingung dafür, daß die anderen überleben können im Glauben an die "Fülle des Lebens". Ausgeschlossen werden muß und wird im Film daher auch nur angedeutet, was diese Illusion zu zerstören vermöchte; denn wie in den zitierten Texten ist der Tod dem Leben eine zwar herausfordernde, aber doch zu überwindende Barriere, ein das wirkliche Leben schädigendes und demzufolge auszurottendes Übel. Eine Deutung des Filmes derart, daß der Lehrer Keating damit ein Stück Erziehung zur Anerkennung der Realität leiste, mit dem Realen des Todes konfrontiere, erschiene mir verfehlt: Die Anerkennung der Kastration verlangt solche (Selbst)Opfer nicht.

Keating ist vielmehr ein Hochstapler: In der Beziehung zu den Schülern gibt er sich aus als Ausbund an Hingabe, Virtuosität und Integrität und enttäuscht darum umso mehr als rivalisierender Vaterersatz in dem Moment, da der leibliche Vater Neils den Sieg, freilich einen Pyrrhussieg, davonträgt, wenn er den Sohn dessen Einfluß ungehindert entzieht.

Daher kann ich die Faszination des Filmhelden nur im Zusammenhang mit der Bereitschaft der Zuschauer, vor allem der erwachsenen, zur Selbsttäuschung darüber sehen, daß da ein Meister wäre ohne Fehl. Ich möchte sie gegenwärtig auf die Unentschiedenheit beziehen, mit der Eltern und Lehrer sich der Notwendigkeit von Erziehung stellen und auf den Liebesanspruch antworten.

Ob ein Lehrer diesen Anspruch der Schüler beantworten und das ist möglich nur vom Punkt des Ich-Ideals aus - und gleichwohl die Frage des Begehrens offenhalten kann, an diesem logischen Problem wäre weiterzuarbeiten.

Wie wäre heute zu lesen, was Freud 1910 in der »Selbstmorddiskussion« der Mittwochsgesellschaft dem »Plädoyer des Schulmannes« entgegensetzt: Aufgabe der Schule, sagt er, sei es, »Interesse für das Leben draußen in der Welt zu erwecken«, doch dürfe sie »nie vergessen, daß sie es mit noch unreifen Individuen zu tun hat, denen ein Recht auf Verweilen in gewissen, selbst unerfreulichen Entwicklunsstadien nicht abzusprechen ist. Sie darf nicht die Unerbittlichkeit des Lebens für sich in Anspruch nehmen, darf nicht mehr sein wollen als ein Lebensspiel« (GW VIII,62f).

Christiane Schrübbers

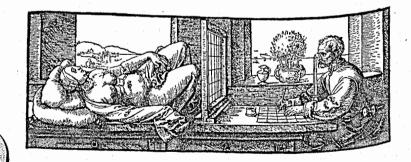
Dürer in der peepshow

Einleitung

Ich habe unter dem Titel meines Vortrags Material zusammengetragen, das von der Schaulust handelt. Und zwar Bildmaterial;
ich habe solche Bilder gesammelt, die extra gemacht worden sind, um
Wissen zu erwerben und zu vermehren. Es geht zudem in einer Linie
von der Renaissance bis in unsere aktuelle Zeit.

Gemeinhin ist bekannt, daß die Quelle jeder Schaulust die sexuelle Schaulust der Kinderzeit ist, um hinter die Geheimnisse der Erwachsenen zu kommen. Der berühmte Beleg dafürist der Fall des kleinen Hans. Frau Prasse hat ihn vor geraumer Zeit unter dem Titel "Sexualität und Wissen« kommentiert¹. Das geschah unter anderem zu dem Zweck, das Arbeitsfeld der Assoziation "Vertäuungen des Wissens« vorzustellen, dessen Sopraporte lautet: "Nicht zu übersehen, daß das sexuelle Begehren sein erstes Erscheinen in der Entwicklung des Individuums auf der Ebene des Begehrens um Wissen bekundet.«

Für Hans geht es darum, die Verknüpfungen von Sehen und Wissen, von Wissen und Sehen, herzustellen. Er sieht, was er weiß; er will sehen, was er wissen will, und will wissen, was er alles sehen kann. Seine Entwicklung droht stillzustehen, weil das Objekt seines Begehrens sich nicht blicken läßt. Er meint zu wissen, daß es es gibt, den "Wiwimacher« der Mama nämlich, ihren Penis, und seine Bemühun-



gen legen nahe, daß er an einen Weg glaubt, auf dem er ihn zu sehen bekommt. Sein Forschungsprogramm beruht allerdings auf anderen Methoden als Erwachsene, gemeinhin als aufgeklärte, illuminierte Personen bezeichnet, benutzen würden. Die sogenannten empirischen Tatsachen, die Überprüfbarkeit der realen Verhältnisse, auf die die Menschen seit Anbruch der Neuzeit pochen und deren Gültigkeit sie mit den Augen erledigen, weil sie sie für ein untrügliches Mittel halten, die Tatsachen also, die Hans wahrscheinlich kennt, hindern ihn nicht daran, sich den Penis der Mutter vorzustellen und seinen Anblick zu suchen.

Die Überprüfung der empirischen Tatsachen geschieht mit den Augen, die allgemein für die Erfüllung einer biologischen Funktion als eingerichtet begriffen werden. Offensichtlich sind aber die Augen ebensowenig rein biologischer Funktion wie die Sexualität des Menschen. Die Psychoanalyse hat uns das Wissen beschert, daß die Sexualität psychischer Natur ist und von einer Ordnung strukturiert werden muß, die sich nicht ohne weiteres ergibt, wie das von einer Funktion, die rein biologisch wäre, zu erwarten wäre. Mit Lacan gesagt, diese Ordnung ist von Sprache. Was heißt, daß die Sexualität beim Menschen, der Sexualtrieb beim Sprechwesen, einem Begehren unterworfen ist, das mit der Existenz des Signifikanten zu tun hat, die die Möglichkeit eines naturgegebenen realen Objekts, an dem der Trieb sich befriedigen würde, aufhebt. Entsprechendes gilt für die Augen, da der Schautrieb in besonderer Weise an die Sexualität gebunden ist.

Wie Hans nun in seiner Auseinandersetzung mit der Welt seine Augen benutzt, macht klar, daß ihm die Ideologie der empirischen Tatsachen noch nicht »ansozialisiert« wurde, wie sich der Jargon ausdrückt. Er ist auf der Suche nach einem Mehr. Was seine Augen sehen, kann innen und außen liegen, reale Objekte und phantasierte Objekte sind in seinem Wissen gleich wichtig. Sein Sehen heißt eben auch, er hat ein Bild davon, eine Phantasie. Mit dieser kann er sehr gut umgehen, etwa im Gespräch mit dem Vater, dem er von den zwei Giraffen erzählt, der großen und der zerwutzelten. Obwohl er weiß, daß es sie nicht gibt, argumentiert er damit, und

zudem in einer Weise, die auch weiß, daß es für den Erwachsenen kein Argument ist.

Hans glaubt, daß zu dem phantasierten Objekt seiner Libido auch ein naturgegebenes reales Objekt existiert. Seine Energie richtet sich darauf, dieses reale Objekt mit den Augen dingfest zu machen

Lacan hat in seinem Seminar über die vier Grundbegriffe viel darüber gesprochen, daß vom Auge getrennt der Blick zu untersuchen ist, wenn man dieses Mehr-als-die-empirischen-Tatsachen annäherungsweise theoretisch erfassen will². Es ist der Blick, durch den das Subjekt konstituiert wird. Es ist z.B dieser eigene Blick in den Spiegel, der das Sehen als Bewußtsein imaginiert, und das Angeblicktwerden, dem das Subjekt sich zu sehen gibt.

Oralität und Analität sind, so Lacan, Orte auf der Ebene des Anspruchs, das Sehen dagegen ein Ort auf der Ebene des Begehrens, das sich an den Anderen richtet. »Generell ist das Verhältnis des Blicks zu dem, was man sehen möchte, ein Verhältnis des Trugs. Das Subjekt stellt sich als etwas anderes dar, als es ist, und was man ihm zu sehen gibt, ist nicht das, was es zu sehen wünscht. Deswegen kann das Auge als Objekt a, das heißt auf der Ebene des Fehlens (- phi) fungieren.«³

Mir scheint nun, daß der kleine Hans mit seinen Versuchen, sein Wissen zu vertäuen, ontologisch in einer vergleichbaren Situation war wie die europäische Kultur im 15./16. Jahrhundert, als man das perspektivische Sehen erfand, eine neue Optik, um das Objekt zu erfassen. Wie wir später sehen werden, manifestiert sich in diesem historischen Raum der Wunsch, mit den Augen zu forschen und Untrügliches auszumachen. Und dieses muß man verstehen in Absetzung von Forschungsmethoden, die in der gottzentrierten Welt des Mittelalters gültig waren.

Die Augen galten zu allen Zeiten als Spiegel der Seele, Eintrittstor für die Sinnenwelt, daher der Wachsamkeit empfohlen. Wie die Kinder es mit ihren Augen hielten, was sie sehen und ob und wie sie ihr Wissen mit den Augen erwerben durften, war eine entsprechend bedeutende Frage im Interesse der Pädagogen.

Bild 1: Peepshow, Frankreich 1790

Die optischen Begriffe und Metaphern wie Auge, Blick, Licht, Sehen und Spiegel sind in unserer Kultur vonbiblischer Zeit an verbunden mit Verstand, Erkenntniskraft und Aufmerksamkeit, jedoch je verschieden zu beziehen auf einen Blick nach innen oder nach außen.

Das Auge bezeichnet in den alten biblischen Texten die Vorsehung Gottes, seine Strafgerechtigkeit und vor allem seine Allwissenheit. Als sich die Welt säkularisierte, blieb das Auge das Symbol der Allwissenheit in der Form empirischer Validität.

Und da liegt die Schwierigkeit. Die Erkenntnis, der Wissenserwerb, das Sehen der Wahrheit, geschah im Mittelalter unter dem Zeichen der göttlichen Gnade mit dem Herzen. In der Säkularisierungsbewegung wurde das Sehen, um zu wissen, das bis dahin Gott Vorbehalten war, den menschlichen Augen überschrieben. Natürlich Wurde die emanzipatorische Aufgabe, die Welt darzustellen, wie sie sich gemäß der biologischen Funktion dieses Sinnes darbot. Es ist ein Schnittpunkt in der Geschichte des Sehens, der zugleich und vor allen Dingen der Ausgangspunkt für die Geschichte der Sehhilfen ist - der Brille, der Fotokamera, der Grafik und des Computerbildes. Denn das empirische Sehen erwies sich als ungenügend, um jenes Mehr zu sehen, das in den Dingen ist. Mit anderen Worten: die Geschichte der Optik vom 13. bis zum 20. Jahrhundert wird von dem Wunsch Vorangetrieben, jenes reale Objekt zu entdecken, über das auch Hans forschte.

Dürer

Ich nähere mich der Konkretisierung meines Vortragstitels und zeige Ihnen eine französische peepshow von 1790, nicht von innen, aber von außen. (Bild 1)⁴

Man liest auf dem oben angebrachten Firmenschild »Camera obscura«, in markierten Sehfeldern sind kleine Löcher, durch die man, gegen Entgelt, versteht sich, spähen kann.

Wahrscheinlich handelt es sich um eine Laterna-magica-Vorstellung und nicht um eine Camera obscura: wechselnde Bilder

Bild 2: Albrecht Dürer, Der Zeichner des liegenden Weibes, 1538

werden mit Hilfe einer Lichtquelle auf eine Projektionswand geworfen. Gerade im 18. Jahrhundert, in der Zeit, aus der diese Darstellung stammt, wurde die Zauberlaterne gerne für magische Darstellungen eingesetzt. Besonders beliebt waren furchterregende Projektionen von Geistern und vom Teufel persönlich. Das sensible Publikum, das sich das Zustandekommen solcher Bilder kaum erklären konnte, war sehr bereit, für diesen Nervenkitzel etwas zu bezahlen. Vielleicht konnte man ja doch noch erfahren, wie die Sünde aussieht. Die wankende Frau auf diesem Bild hatte wohl ihr Erlebnis.

Es wäre auch möglich, daß in den peeping holes Vergrößerungslinsen sitzen, was ebenfalls einen Effekt von schwachen Knien entstehen lassen kann. Ich werde darauf zurückkommen.

Das Wort to peep bezeichnet einen spionierenden oder einen voyeuristischen Blick, daneben auch einen lediglich unvollständigen Blick auf die sogenannten unverfänglichen Dinge.

Jetzt aber endlich das Bild, das mich auf den Gedanken gebracht hat, diesen Vortrag auszuarbeiten. (Bild 2)

Dieser Holzstich stammt aus einem Lehrbuch, das Albrecht Dürer nach intensivem Studium der Perspektive und ihrer zeichnerischen Konstruktion geschrieben hat. Seine »Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit« erschien erstmals 1525, der »Zeichner des liegenden Weibes« war in der zweiten, 1538 posthum herausgegebenen Auflage enthalten. Im Gegensatz zum Buch, das noch mehrere Auflagen erlebte, erschien dieses Bild nicht wieder: ab der dritten Auflage wurde es aus dem Illustrationsteil herausgenommen.

1420 hatte Brunelleschi die perspektivische Konstruktion erfunden. In der folgenden Zeit lernten die Künstler, anders zu sehen, als es bis dahin getan wurde, und sie lernten, das Gesehene so genau wie möglich, man sagt: »naturgetreu«, zu zeichnen, also auch anders als bis dahin. Ich will mich später daran versuchen, das Sehen des mittelalterlichen Menschen zu beschreiben.

Die Renaissance gab den Künstlern die Freiheit, die Welt empirisch anzuschauen. Sie forschten mit ihren Augen nach einem neuen Wissen und mit ihren Händen nach einer Darstellung der

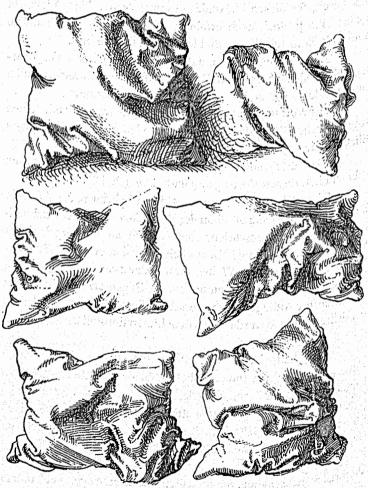


Bild 3: Albrecht Dürer, Sechs Kissen

Frage: Wie funktioniert die Welt? Dürer z.B. widmet sich der Detailarbeit. Da gibt es Zeichenstudien zu einem Rasenstück, zu einem Feldhasen, oder zu sechs Kissen. (Bild 3)

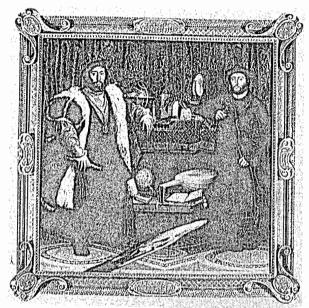
In der Kunstgeschichte wird die Epoche der Renaissance mit der Wiederkehr des Aktes und dem Erscheinen des Selbstbildnisses konnotiert. Davon werde ich gleich noch sprechen. Dürer ist der erste deutsche Künstler, von dem es eine Reihe wichtiger Selbstbildnisse glbt. Und Dürer konstruierte verschiedene Apparate, Zeichenhilfen, für die naturgetreue, die neue, die Repräsentation der Welt nicht mehr unter dem Gesetz Gottes, sondern unter dem der Geometrie.

Ich kehre zu dem vorher gezeigten Bild zurück (Bild 2). Eine von Dürers Zeichenhilfen ist der hier zu sehende Perspektivtisch, den der Zeichner für die Darstellung eines Aktes benutzt. Die gewählten Standpunkte für Zeichner, Modell und Betrachter sind in ihrer Aufteilung äußerst merkwürdig. Was soll ein Zeichenschüler lernen, wenn er sich so aufbaut, daß er die Füße seines Modells sich am nächsten und in den Raum nach hinten gestreckt sich am entferntesten den Kopf hat?

Die weitestreichende Antwort ist: er versucht, das Mehr zu sehen und zu zeichnen, des Begehrens naturgegebenes reales Objekt, mit dem sich auch der kleine Hans beschäftigte.

Eine andere Antwort auf die Frage: was soll er lernen, ist die folgende: er übt eine extrem schwierige Perspektivzeichnung. Was für ein Bild entsteht hier? Eine lang nach hinten gestreckte Form? Zudem noch halb verdeckt durch die hochgestellten Beine. Es wäre eine brave Schülerübung zum Thema: ein Bild besteht aus Punkten. Es wäre sicher nicht die Darstellung des Schönen, die Blickfalle, die ein Bild so oft ist. Es wäre die kunst- und seelenlose Demonstration zum Verhältnis von Gegenstandspunkt und Bildpunkt.

Oder will er die perspektivischen Gesetze, dieses neue Wunderwerk, ausprobieren, um eine Ansicht der Frau herzustellen, wie wir sie jetzt sehen? Das wäre nicht nur eine Spaltung des Zeichners in Auge und Blick, das wäre zudem eine Anamorphose! Eine solche Umgestaltung, die gerade mit Hilfe der Perspektivgesetze eine verzerrte Form entstehen läßt, die nur von der Seite betrach-



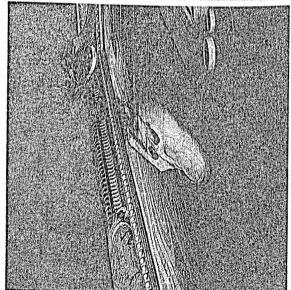


Bild 4: Hans Holbein, Gesandte, 1533

tet ihre Gestalt preisgibt.

Das Bild wurde 1538 publiziert, Lacan hat in seinem eben zitierten Seminar ein Bild gezeigt, das fünf Jahre früher entstanden ist: Holbeins »Gesandte«. (Bild 4)⁵

Auf diesem Bild ist im Vordergrund etwas, das bei frontaler Betrachtung nicht zu erkennen ist, sondern nur unter einem sehr spitzen Sichtwinkel: Ein Totenschädel. Als ikonographisches Element hat er die Funktion, den Bildinhalt von vanitas kräftig zu unterstreichen. Als semantisches Element, »hohles Bein«, spielt er mit dem Namen des Malers. Man liebte zu seiner Zeit diese Art des Humors, die puns, die Wortspiele, die mit Homophonien und mit Doppeldeutigkeiten eines Wortes arbeiteten.

Es ist besonders interessant, daß in der geometralen Optik, von der ich hier spreche, oft Signifikanten auftauchen, um die Bilder zu markieren. Da gibt es hier das »hohle Bein«, da gibt es später bei Comenius die Nümmerchen im Bild, früher bei Bacon die Tabellen zum Experiment, im Computerbild dann die Signifikanten der Analog-Zeit 0 und 1, die im digitalen Gebrauch der Elektronik gar neue Bilder machen. Aber ich greife gehörig vor und muß der Reihe nach gehen. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß ein wichtiger Signifikant für die Bilder des kleinen Hans »die Dummheit«war. Sowie die Sexualität in ihrer psychischen und nicht-biologischen Natur von der Ordnung der Sprache strukturiert wird, ist auch der Blick dieser unterworfen.

Zunächst gehe ich noch einmal auf die Entstehung der Perspektive zurück. Im zeitlichen Zusammenhang führt die cartesische Meditation das Subjekt ein, während die Maler der Perspektive, die ja auch Forscher und Erfinder waren, die ersten Selbstbildnisse der europäischen Kunstgeschichte malten.

Den Ort, an dem das Subjekt historisch entsteht, nennt Lacan den Geometralpunkt. Dieser ist zweifach zu bestimmen: einmal als das Wechselverhältnis von Gegenstandspunkt und Bildpunkt, ein Zusammenspiel, das eben die neue Optik liefert. Hier begänne also die Geschichte des barrierten Subjekts, das zwischen Standpunkt und Fluchtpunkt, zwischen Realem, Symbolischem und Imaginärem

immer wieder etwas von sich aufblitzen läßt?

Der Geometralpunkt ist auch der, von dem aus der Betrachter einer Anamorphose ihre »eigentliche« Gestalt erkennt. Den Geometralpunkt muß das Subjekt aufsuchen, um den Totenschädel als solchen zu erkennen, um überhaupt Bilder zu gewinnen, nicht nur anamorphotische, sondern auch analoge Bilder von seinem Ich und vom Anderen und vom Rest der Welt, Bilder, aus denen es sein Wissenzieht. Die Frage ist, ob all diese Bilder anamorphotisch sind? Der Andere die Anamorphose des Ich, das Ich die Anamorphose des Anderen?

Dürers Holzstich vom »Zeichner des liegenden Weibes« ist mir, nachdem ich ihn vor zwei Jahren erst einmal entdeckt hatte, an verschiedenen Orten immer wieder begegnet. Ich will mich kurz auf eine der damit verbundenen Bildbeschreibungen einlassen. Der gleich zitierte Autor interpretiert aus ihm die Verdinglichung des Sehens, die Distanz des Blickenden zu seiner Umwelt mit dem Ziel ihrer genauen Erfassung. Er unterliegt damit einer herben Verkennung, die möglicherweise weiter reicht als die Dürers selbst. Ich lese ein längeres Zitat:

»Eine fast nackte Frau rekelt sich - links auf einem langen Tisch liegend - einem sie gebannt betrachtenden, rechts am Tisch sitzenden Mann entgegen. Zwischen ihnen, genau in der Bildmitte, ein Gitternetz, auf dem Tisch vor dem Zeichner ein entsprechendes Rasterfeld und, gleichsam aus seinem Körper herauswachsend, ein aufrechter Stab zur Fixierung des Augenpunktes. Das Verfahren ist bekannt: Der Zeichner braucht nur noch die Körperlinien seines Gegenübers, so wie er sie durch das Gitternetz sieht, in das Rasterfeld zuübertragen, und er hat ein perspektivisch richtiges Bild gewonnen. Im Hintergrund übrigens zwei auffällig der jeweiligen Person zuge ordnete Fenster. Links in der Ferne eine Landschaft, bewohnt, gebändigt auch sie im Ausschnitt des Fensters wie dem eines Bildes. Zivilisierte Natur ebenfalls rechts: eine pralle Topfpflanze auf der Fensterbank, in frechem Verhältnis zum Kopf des Zeichners, mit vier Streben und Band am Zusammensinken gehindert. Dahinter das grenzenlose Meer. Habe ich etwas übersehen? Ja (läßt man sich auf

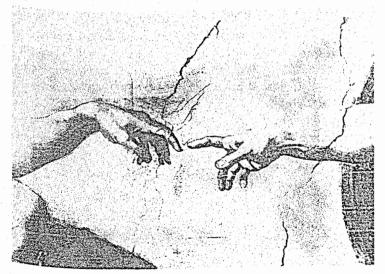


Bild 5: Michelangelo, Erschaffung Adams

Symbole erst einmal ein, beginnen sie zu wuchern): eine Vase neben der Topfpflanze und einen Stichel an der Hüfte des Zeichners, das Tintenfaß und die Feder in seiner Hand. (...) Trotz aller Deutlichkeit der Haltungen, Gesten und Anspielungen entbehrt das Bild jeglicher voyeuristischer Peinlichkeit: Alle Sexualität ist hier gebannt, verdinglicht im Ziel des herzustellenden Bildes und beherrscht in der souveränen Gestaltung des Bildes selbst.«

Diese Bildbeschreibung ist ja merkwürdig widersprüchlich!
Ich bin mir gar nicht sicher, ob das Bild wirklich nicht voyeuristisch ist. In einem Punkt stimme ich dem Rezensenten auf keinen Fall zu: wenn er nämlich sagt, die Frau rekle sich dem Mann entgegen.

Ich habe das Bild lange über meinem Schreibtisch hängen gehabt und bin jedesmal beim Vorbeigehen in dieselbe Falle geraten: Aus dem Augenwinkel betrachtet erschien mir die Hand mobil, sie rekelte sich eher dem Genital der Frau zu, was in der Darstellung als einer in sich geschlossenen Erfüllung auch Sinn macht. Genau ihre Ausstrahlung, daß sie in sich ruht, daß sie keinen Kontakt zur Umwelt aufgebaut hat, ist der Antrieb des Zeichners: dieses in sich gekehrte Begehren zu ergründen. Bei genauer Fixierung des Bildes »rutschte" für mich die Hand wieder an ihren Platz. Und diese Hand hat der Zeichner im Visier: man kann es an den Kästchen und der Position seiner Zeichenfeder abzählen. Der Zeichner beginnt seine Zeichnung in der Mitte der dritten Kästchenzeile. Dieser Punkt ist im vertikalen Schirm auf der Höhe der Hand seines Modells. (Bild 5)

Lacan hat die Idee gehabt, daß in der Verformung der Anamorphose dem Blick jenes Mehr gegeben wird, das die geometralen Untersuchungen zur Perspektive unterschlagen und er wundert sich: »Wie kommt es, daß hier noch nie jemand an einen "Erektionseffekt gedacht hat? Stellen Sie sich vor, auf das Organ würde ad hoc im Ruhezustand etwas drauftätowiert, das dann in einem andern Zustand, wenn ich so sagen darf, sich förmlich entwikkelt. Wie könnte man übersehen, daß hier, der geometralen Dimension immanent, also in einer Teildimension auf dem Feld des Blicks, die mit dem Sehen als solchem noch nichts zu tun hat, eine Art

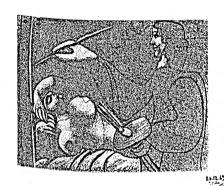




Bild 6: Drei Zeichnungen von Pablo Picasso

Symbol der Funktion eines manque/eines Mankos in Erscheinung tritt; im Phallusphantom!«7 (Bild 6)8

Dürers Thema ist in der Malerei immer wieder bearbeitet worden. Beispiele aus jüngster Zeit sind die drei folgenden Bilder von Picasso. Sie sind ein Bericht darüber, daß das gesuchte Objekt noch nicht gefunden wurde.

Der liegende Akt Dürers also ist nicht wieder aufgetaucht, das folgende Bild dagegen ist allseits bekannt: es ist ein didaktischer Klassiker: (Bild 7)9

Kopf und Hals des Modells liegen diesmal nahe zum Zeichner, der übrigens in der Anleitung zu diesem Zeichenverfahren der Gehilfe genannt wird. Der Hauptakteur in der Bildherstellung ist links, als »Meister« bezeichnet, der die Punkte bestimmt, auf die die fiktiven Sehstrahlen geheftet werden und die in ihrer Summe das Bildergeben.

Durch die Verteilung der Arbeiten wird angedeutet, daß, wenn ein Bild aus Punkten bestehe, die meisterliche Aufgabe es ist, Punkte auszuwählen, um doch etwas vom Mehr einzufangen. Der Meister lenkt den Sehstrahl, der hier ein Faden ist, auf die Stellen, die für die Erfassung des Bildes die wichtigsten sind, die die künstlerische Gestaltung ausmachen, das Mehr-als-die-empirischen-Tatsachen. Nebenbei gesagt: eine gute Illustration zum savoir und savoir faire von Herr und Knecht!

Der Zeichengehilfe bestimmt die räumliche Lage eines Punktes auf diesem Sehstrahl mit zwei weiteren Fäden und trägt ihn dann auf der Zeichenebene, einem hin und her schwingenden Türchen, ab.

Die Zeichner der Renaissance arbeiteten mit dem Anspruch, die Objekte naturgetreu abzubilden. Damit sammelten sie Wissen über die empirische Welt, das zuvor mißachtet wurde. Dabei ist die planperspektivische Konstruktion ein Trug, weil sie zwei wesentliche Voraussetzungen stillschweigend anerkennt: die eine ist die, daß wir quasi mit einem einzigen, unbeweglichen Auge sehen, die andere, daß der ebene Durchschnitt durch die gedachte Sehpyramide der eigentlichen Wahrnehmung, der sinnlichen Wahrnehmung, entspricht.

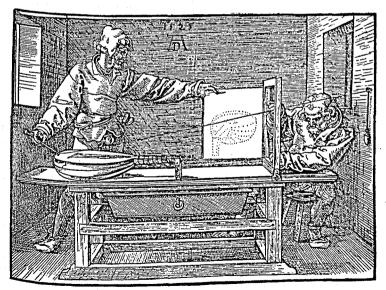


Bild 7: Albrecht Dürer, Der Zeichner der Laute

Im Mittelalter erwarb man Wissen durch Offenbarung. Es ging ja auch nicht um die empirische Welt draußen. Diese betrachtete man als den Spiegel des Himmels, als die Repräsentation Gottes. Die Gelehrten der Theologie und Philosophie versuchten, nicht das Abbild, sondern Gott selbst zu erfassen. Davon gleich mehr. Der »Zeichner des liegenden Weibes« (Bild2) organisiert sich sein Blickfeld selbst. Und das ist eingeengt, wenn man es mit dem Blickfeld vergleichen wollte, das einem mittelalterlichen Menschen in der Offenbarung geschenkt wurde. Der sogenannte wissenschaftliche Modus des Sehens, mit dem wir heute vertraut sind, ist in der Zeit seiner Entstehung ein Blick auf einen ungeordneten Wust von Daten, die sortiert werden müssen. Und die Erwartung, daß es noch vieles gibt, was man noch nicht sehen kann. Hier entsteht eine Spannung, die Motor einer langen Geschichte wird. Wenn es stimmt, daß dieser Zeichner sich die Aufgabe gestellt hat, das Begehren zu zeichnen, vielleicht die Weiblichkeit, vielleicht seinen Blick, vielleicht den Geometralpunkt der abgebildeten Personen, dann muß er feststellen, daß er versucht, etwas zu sehen, was nicht zu sehen ist. Er ist in derselben Situation wie der kleine Hans: es ist nicht zu sehen, daß es nicht zu sehen ist.

Peeping Albrecht hat einen unvollständigen Blick auf sein Objekt. Was kann man tun? Man hofft auf Sehhilfen, auf ausgefeiltere Verfahren, auf daß man mehr zu sehen bekomme.

Ägidius Romanus

Bevor ich nun die Reihe der Sehhilfen vorstelle, möchte ich noch auf die Zeit des Mittelalters eingehen. Ich habe mir einen pädagogischen Autor der Hochscholastik vorgenommen, Ägidius Romanus, um etwas über den Zusammenhang von Sehen und Wissenserwerb in jener Zeit zu erfahren.

Ägidius schreibt in seinem »Fürstenspiegel«¹⁰, einer ethischmoralischen Abhandlung, die 1267 entstanden ist, im Kapitel über Kindererziehung, daß die Beherrschung der Sinne, eben auch der Augen, größte Sorgfalt erfordert. Ziel ist eine Einschränkung des

Blicks. Im Sehen lag die Gefahr der Weltzuwendung und der Täuschung. Man dachte, daß die Augen nicht entscheiden könnten, ob ein Objekt gut oder böse ist, denn sie könnten nicht erkennen, ob ein böses Objekt im Gewand des Guten erscheint. Die Wahrheit enthülle sich nur in der sprachlichen Durchdringung auf der Grundlage scholastisch-dialektischer Methoden.

Was den Erwerb des offiziellen Wissens angeht, des weltabgewandten, so wurden dafür die Augen nicht benutzt. Wissen erreichte man durch das Hören und methodische Reflektieren der Sentenzen der Kirchenväter, Philosophen und Konzilsbeschlüsse. Die Lernmethode war die stete Wiederholung des Lernstoffes, der im Ganzen dargeboten wurde. Eine didaktische Gliederung und Schritt-für-Schritt-Methode wird erst in der Neuzeit erfunden werden, darauf komme ich später. Der Lernerfolg war die Offenbarung, ein Gnadenakt Gottes, der nicht jedem zuteil wurde.

Das Licht war sehr wohl Medium und Metapher der Erkenntniskraft, das Organ des Sehens war aber nicht das Auge. Das Organ des Sehens und der Ort der Erkenntnis war das Herz.

Ein Zeitgenosse von Ägidius war Roger Bacon, dessen Name in den Lehrbüchern über die Geschichte der Optik meist als erster genannt wird. Er untersuchte den Strahlengang des Lichts bei Brennspiegeln und bei Brechungen in verschiedenartiger Materie. Die moderne Wissenschaft würdigt ihn, weil er als erster die Lage des Brennpunktes im Hohlspiegel richtig angab. Seine Forschungsmethode unterschied sich radikal von der seiner Vorgänger und Zeitgenossen, denn er überprüfte das Wissen seiner Zeit empirisch. Statt langer Beweise, die mit den Autoritäten des traditionellen Wissenskanons der scholastischen Methode argumentierten, benutzte Bacon die anschauliche Betrachtung und die Erfahrung durch die Sinne.

Zu seiner Zeit waren die Worte experientia und experimentum Synonyme für Erfahrung. Bacon verengte letzteres inseiner Bedeutung des naturwissenschaftlichen Terminus »Experiment«. Er forschte mit Hilfe schriftlicher Aufzeichnungen in Form von Tabellen.

Bacon besaß eine Sammlung optischer Linsen und erfand den Lesestein, den Vorläufer der Brille. Mit der Erfindung der Brille selbst wird sein Name auch in Verbindung gebracht.

Seine Ordensoberen hielten seine Forschungen für Zauberei und verboten ihm die weitere Arbeit an seinen naturwissenschaftlichen Versuchen.

Comenius

Ungefähr hundert Jahre nach der Veröffentlichung von Dürers »Zeichner des liegenden Weibes « erschien das Lehrbuch, das in meinen Ausführungen über die Vermittlung des Wissens durch das Schauen mit den Augen eine zentrale Stellung einnehmen muß. 1658 wurde die erste Ausgabe von Comenius' »Orbis sensualium pictus« herausgegeben, in der Übersetzung: »Die sichtbare Welt, das ist: aller grundlegenden Weltdinge und Lebensverrichtungen Bilder und Bezeichnungen«. Es handelt sich um den ersten umfassenden Versuch, das Bild für den allgemeinen Unterricht zu verwenden, gemäß such, das Zenation, die Ägidius in seiner Pädagogik für kontraproduk-einer Erkenntnis, die Ägidius in seiner Pädagogik für kontraproduktiv hielt und die bei Comenius zum didaktischen Leitsatz avancierte: »Die Sinne sind die festen Grundlagen der Wissenschaft«, weiterhin: »Die Simile nichts in dem Verstand, wo es nicht zuvor im Sinn »Es ist aber nichts in dem Verstand, wo es nicht zuvor im Sinn »Es ist about 2007 im Sinn bekannt ist, daß die Knaben (straks von ihrer gewesen.« Und: »Dann bekannt ist, daß die Knaben (straks von ihrer gewesen. Sich an Gemälden belüstigen und die Augen gerne an Jugend an) sich weiden " solchen Schauwerken weiden.«

Die Gliederung und die inhaltliche Gestaltung seiner Weltordnung will ich hier nicht betrachten, sondern lediglich sein empiriordnung will ich hier nicht betrachten, sondern lediglich sein empiristisches System, Bilder zu liefern, auf denen einzelne Elemente mit
stisches System sind, welche im Text durch die richtigen Begriffe
Zahlen versehen sind, welche im Text durch die richtigen Begriffe
zahlen versehen sind, welche im Text durch die richtigen Begriffe
aufgeschlüsselt werden. Ich zeige Ihnen ein einziges Beispiel von
aufgeschlüsselt (Bild 8)¹¹
mehr als hundert. (Bild 8)

mehr als hunder. Comenius zeigt nicht nur Bilder der realen Dinge, sondern Comenius zeigt nicht nur Bilder der realen Dinge, sondern auch Allegorien, wie die Tugenden, und symbolische Darstellungen, auch Allegorien, wie die Menschen, in dem die Paradiesgeschichte wie z.B. das Bild vom Menschen, in dem die Paradiesgeschichte wie z.B. das anthropologische Entwurf ausgebreitet wird. erzählt und der anthropologische Entwurf ausgebreitet wird.

(7B)

XXXVJII.

The outward parts, Membra Hominitofa Man. Externa.



Caput, 1. Is abobe, the Feet, 20. below. The fosepart of the Neck, (which ends, at the Arm-holes 2.) is the Throat, 3. the hinder-part rhe Crag, 4.

The Breaft, 5. and is before; the back; 6.

Gaput T. ellinpri, insid, Pedes. 20.
Colli (quod definit in Axillar 2.) pars anterior, ell Jugulum; 3-poiterior, Cervix. 4.
Pedius; 5. est ante; retrò, Dorsume 6.

first

Bild 8: Johannes Comenius, Illustration aus dem Orbus pictus

Fotografie

Ungefähr zweihundert Jahre nach Comenius' Fibel, vierhundert Jahre nach Roger Bacons Lesestein, wurde wieder eine bedeutende Sehhilfe erfunden. Diesmal war es eine Augenprothese, die es nach einer kurzen Entwicklungszeit tatsächlich ermöglichte, Dinge zu sehen, die bisher noch nicht zu sehen gewesen waren. Und darum begann die Epoche der Fotomanie. (Bild 9)¹²

In den 1830er Jahren waren die Erfinder der Fotografie und mit ihnen ihr Publikum fasziniert von der Tatsache, daß auf einem fotografisch erzeugten Bild lebendige Menschen festgehalten werden können und, mehr noch, daß das allerkleinste Fitzelchen aufgezeichnet ist. Man versenkte sich gerne in die Details der Bilder, die ohne Zutun des Menschen hergestellt wurden, die, soweit es sich um Daguerreotypien handelte, silbrig schimmerten und mit denen der Betrachter unter dem wechselnden Einfall des Lichts mit der Abbildung ein Fort-Da-Spiel spielen konnte. Man begeisterte sich daran, daß die Repräsentation der Repräsentation vollständig abgebildet war, sie war besser als das Bild im Kopf: denn was man in der Wirklichkeit gar nicht sah, weil der Blick anders funktioniert als das Registrieren von Daten, etwa die Anzahl der Pflastersteine vor der eigenen Haustür, die zählte man jetzt auf dem Foto ab und schwelgte in dem Gefühl, dem Mehr im Sehen nähergekommen zu sein und die "Wahrheit« ans Licht zu befördern. (Bild 10)

Die ersten Motive der Fotografen waren Fensterblicke. Das waren Fingerübungen zum Detail wie die sechs Kissen von Dürer. Im Vergleich von Bild und Abbild hing man der Hoffnung nach, daß zwischen Imaginärem und Realem kein Unterschied existiere, daß es über das Empirische hinaus nichts gibt, daß das Mehr genau darin liegt, daß auf dem Foto alles ist, was auch in der Wirklichkeit ist.

Ich habe mich gefragt, wie sich die Fotografie zum Blick verhält. Ist sie der Versuch seiner Materialisierung oder mehr seiner Ausblendung? Darauf habe ich noch keine Antwort gefunden.

Es sprach sich dann doch schnell herum, daß die Fotokamera



Bild 9: Fotomanie

Bild 10: William Henry Fox Talbot, Boulevard des Capucines, 1843

nicht objektiv ist, daß die Einstellung der Kamera von der Einstellung des Fotografen abhing. Aber etwas anderes geriet zur Sensation: die Kamera lieferte noch nie gesehene Bilder. Und da ging die Tour wieder los, die Unzahl von Experimenten, ob sich nicht doch auf dem Foto etwas einfangen ließe, was unsere Augen nicht sehen können und was unser Wissen befördert. Zunächst die Mikrofotografie. (Bild 11)¹³

Dieses Monster ist die vergrößerte Abbildung einer Spinnmilbe, ein häufiger Schmarotzer an Topfpflanzen. Finden Sie dieses Bild nicht auch erschreckend? Ich erinnere Sie an die schwankende Bürgerin (Bild 1), die möglicherweise in den Vergrößerungslinsen des optischen Apparates, genannt peep-show, ähnliche Effekte erlebt hatte.

Sensationell war die Möglichkeit der Fotokamera, Zeit zu segmentieren. Was das Auge im Ablauf des Geschehens nicht festhalten konnte, zergliederte und fixierte die Momentaufnahme. Hier geht es um die einzelnen Phasen der Bewegung beim Gehen. (Bild 12)¹⁴

Und hier haben wir ein Bild, das durch seine Entstehungsund Wirkungsgeschichte besonders bedeutsam wurde. (Bild 13)¹⁵

Zwei Pferdefreunde stritten, in welcher Phase des Galopps ein Pferd alle vier Hufe gleichzeitig in der Luft habe. Einer von den beiden wettete, daß die übliche Darstellung der Maler falsch sei und beauftragte einen Fotografen mit der Analyse des Bewegungsablaufs. Die Bilder gaben ihm Recht. Die Fotos wurden zunächst angezweifelt. Dann aber veränderte sich die Wahrnehmung eines galoppierenden Pferdes so, daß man die Pferdedarstellungen in der vorher geübten Manier als lächerlich empfand.

Es ist klar, etwas treibt die Fotografen um: diesen von 1840 (Bild 14)¹⁵ und diesen von 1970 (Bild 15)¹⁶.

Die Amateurfotografen knipsen wie die Wilden, auf der Suche nach - was? 1987 wurden in den Labors über zwei Milliarden Amateur-Farbbilder entwickelt.

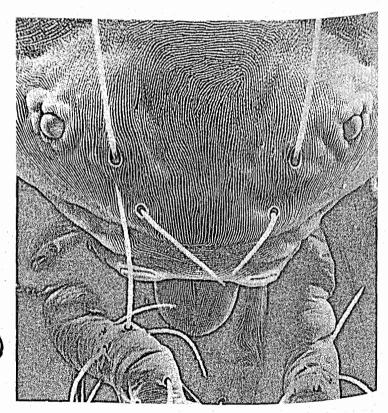


Bild 11: Spinnmilbe in 550facher Vergrößerung, 1985

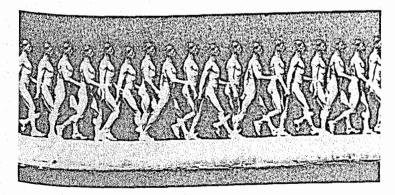


Bild 12: Etienne-Jules Marey, Wechsel vom Laufen zum Gehen



Bild 14: William Henry Fox Talbot, Bücherregal



Die Geschichte ist nicht vorangekommen. Keine der optischen Erfindungen konnte es möglich machen, jenes Mehr ins Bild zu kriegen, für das sie entwickelt wurden. Mit den Computerbildern, so scheint mir, beginnt jetzt eine neue Optik: die binäre, die in ihrem radikalen Anderssein eine ähnliche Zäsur darstellt wie die Erfindung der Perspektive. Ich will das höchst skizzenhaft beschreiben.

1986 wurde angekündigt, daß der Halleysche Komet sich wieder einmal so weit der Erde nähere, daß wir ihn beobachten könnten. Dank der Fortschritte in der Raumfahrt war man in der Lage, diesem Kometen, dessen Auftauchen stets mit unheilvollen Vorahnungen von Krieg, Katastrophe, Untergang begleitet wurde, eine Sonde entgegenzuschicken, die sich bis auf 700 km diesem tournierenden Himmelskörper nähern und sogar den feurigen Schweif durchfliegen und dabei Bilder von seiner Gestalt zur Erde funken sollte. Man war sehr gespannt auf diese Bilder vom Kometen, eben weil er in der Geschichte eine besondere Stellung einnimmt. Das Fernsehen übertrug live. Die Sonde, die das Spektakel möglich machte, trug ausgerechnet den Namen Giotto.

Der Namenspatron der Sonde wurde in der Zeit geboren, als Ägidius seinen Fürstenspiegel schrieb und Roger Bacon seine optischen Experimente unternahm. Über den Maler habe ich aus dem Lexikon einen zufälligen Satz geklaubt: »Er überwand den bisher formelhaften und unräumlichen Stil des Mittelalters durch den neuen Wirklichkeitsgehalt seiner Kunst, die lebensnahe Gestalten von plastischer Körperlichkeit darstellte. Die schulbildende Kraft, die von seiner Kunst ausging, begründetete die gesamte neue italienische Malerei.«

Das Publikum saß also gespannt vor dem Fernsehapparat. Es erwartete fesselnde Bilder vom Inferno, Feuer, Eis, Staub, die Gestalt der Apokalypse. Doch je näher Giotto seinem Ziel kam, desto uninteressanter wurde das Übermittelte. Es waren Muster wie »farbige Spiegeleier«, von denen Sie hier eine Schwarz-Weiß-Kopie





Bild 15: Anonym, »Double-Take«

sehen. Das hat wahrlich nichts mit dem Stern von Bethlehem zu tun. (Bild 16)¹⁷.

Es handelt sich um die Meßwerte der verschiedensten Daten, die der Computer zu Bildern wie solchen verarbeitete¹⁸. Seine direkte Darstellungwäre Schrift, und zwar, da er im binären System arbeitet, eine unüberschaubare und zunächst unverständliche durcheinandergewürfelte Reihe von Nullen und Einsen. Dieser Zahlensalat wird in Bilder umgeformt, damit der Mensch die riesige Menge an gelieferter Information verstehen und mit dem Rechner interagieren kann. Diese Bilder sind keine Abbilder der Realität, sondern die Übersetzung von anderen Zeichen, weder von Schrift noch von Punkten, sondern von Bits, einem Universalzeichen, in dem sich ebenso Buchstaben, Zahlen, Töne und - mit angekoppeltem Roboterarm - Bewegungen darstellen lassen. Im traditionellen Sinn sind es keine Bilder, werden aber als solche genommen.

Die Wissensmaximierung wird so weit getrieben, daß sie im bislang geübten Modus des analogen Bildes nicht mehr darstellbar ist. Im Computerbild verschieben sich die uns bislang vertrauten Grenzen zwischen Modell und Wirklichkeit, sie lösen sich gar so weit auf, daß manche behaupten, die Wirklichkeit sei nichts weiter als eine Variation des Bildes. In der computergestützten Fertigung nämlich wird aus dem Zahlensalat ein wirkliches Objekt: im Innern des Rechners existiert z.B. in binärer Darstellung die Konstruktion einer Kurbelwelle, welche nun auf verschiedene Medien ausgegeben werden kann: auf den Monitor: dann heißt es Bild; auf den Drucker: dann heißt es Schrift; oder auf eine numerisch gesteuerte Fräsmaschine: dann heißt es echtes Werkstück.

Bisher stand das Original im Zentrum und sollte möglichst naturgetreu abgebildet werden. Die Abbilder wurden nach dem wirklichen Objekt ausgerichtet, dieses gab die Richtung der Abbildung vor. Nun wird das Objekt selber zum Abbild, neben andere Abbilder eingereiht und um ein inneres, virtuelles Rechner-Bild zentriert. Von diesem Zentrum aus kann, mit Hilfe der universalen Bits, eine Übertragung in jedes beliebige zwei- oder dreidimensionale Ausgabemedium erfolgen. Die Frage, ob dieses abgebildet oder

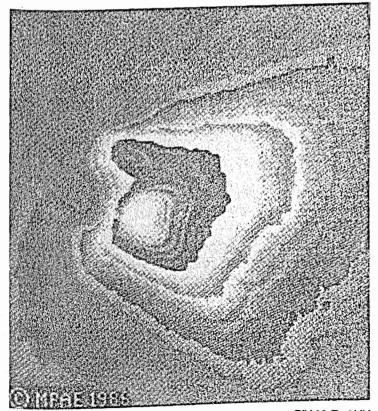


Bild 16: Funkbild

real sei, verliert an Bedeutung. Treffender ist die Unterscheidung in Zentraleinheit und Peripherie, und vom Standpunkt der EDV ist das wirkliche Objekt bloß Peripherie.

Ein Computerbild ist gegenüber jedem anderen Bild und vor allem gegenüber der Realität überkomplett. Das Bild des gerade genannten Werkstücks, das auf den Monitor ausgegeben wird, weist neben seinen Maßen in Höhe, Breite und Tiefe weitere Informationen auf wie Soll-Bruchstellen, Oberflächeneigenschaften und eventuell eine Zeitachse. Dieses Bild kann im Maßstab verändert, in der Ebene gedreht, im Winkel geneigt werden. Es hat die Form der Anschauung verlassen und nähert sich der Denkform.

Es wäre eine spannende Frage für eine Weiterarbeit am Thema, wie sich der Schautrieb zu diesen unsinnlichen Bildern verhält.

Anmerkungen

1 Brief der Psychoanalytischen Assoziation "Die Zeit zum Begreifen" Nr.2 vom 1. 10. 1988

2 Jacques Lacan, Das Seminar Buch XI, Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, Olten und Freiburg i.Br: Olten Verlag, 1978, insb. S. 73 - 126 3 ebda., S. 111

4 in: Peter Pollack, History of Fotografy

5 in: Joost Elffers, Anamorphosen, Ein Spiel mit der Wahrnehmung, dem Schein und der Wirklichkeit. Köln: DuMont. 1981. S. 74

6 Reinhard Matz, Akkomodationen - Zur Veränderung des Blicks durch die Photographie, in: Bodo von Dewitz, Reinhard Matz (Hrsg.), Silber und Salz, Zur Frühzeit der Photographie im deutschen Sprachraum 1839 - 1860, Köln und Heidelberg: Edition Braus, 1989, 578f

7 Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse, a.a.O., 94

8 Jean Jouvet (Hrsg.), Pablo Picasso, Der Zeichner, Zürich: Diogenes 1982, Nr. 88: Le Peintre et son Modèle, 27. 6. 1970/II.; Nr. 89: Nu et Homme assis, 20. 12. 1969; Nr. 93: Trois Personnages, 20. 6. 1970/VIII. 9 in: Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit, Nürnberg 1525 u.ö.

10 Egidio Colonna (Aegidius Romanus), De regimine principum libri III, Rom 1607 (Aalen 1967)

11 Joannes Amos Comenius, Orbis Sensualium Pictus, Facsimile of the third London edition 1672, with an introduction by James Bowen, Sydney University Press 1967

12 in: Urs Tillmanns, Geschichte der Photographie, Frauenfeld: Verlag Huber. 1981. 51

13 in: Sprengel Museum Hannover (Hrsg.), Fotovision, Projekt Fotografie nach 150 Jahren, 1988, S. 34

14 in: Fotovision, 208

15 in: Hubertus v. Amelunxen, Die aufgehobene Zeit, Die Erfindung der Photographie durch William Henry Fox Talbot, Berlin: Nishen 1989, 75 16 in: Fotovision, S. 144

17 in: ebda., S. 233

18 vgl. zum Folgenden: Bernhard Vief, Bild ohne Dimensionen - das Computerbild, in: ebda., S. 240 - 243

Impressum

Redaktionskomitee: Robert Krokowski

Hinrich Lühmann

Ilse Mayer Dietrich Pilz

Christiane Schrübbers

Ilsabe Witte

Redaktionsanschrift: c/o Witte, Cheruskerstr. 6,

1000 Berlin 62

Die *Briefe* erscheinen drei- bis viermal im Jahr. Sie Informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte. Wer sie zu erhalten wünscht, teile dies bitte der Redaktion mit.

